This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

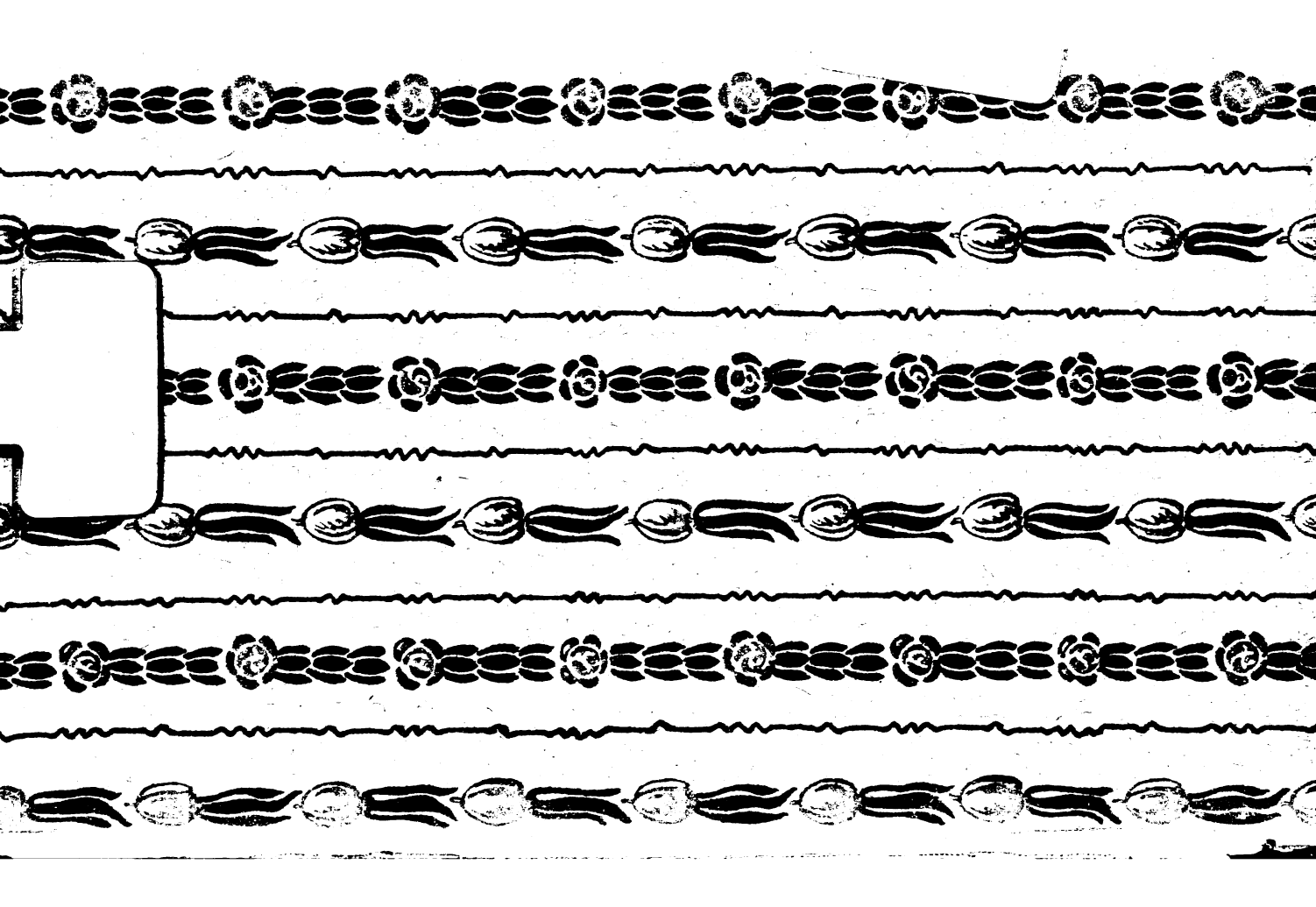
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

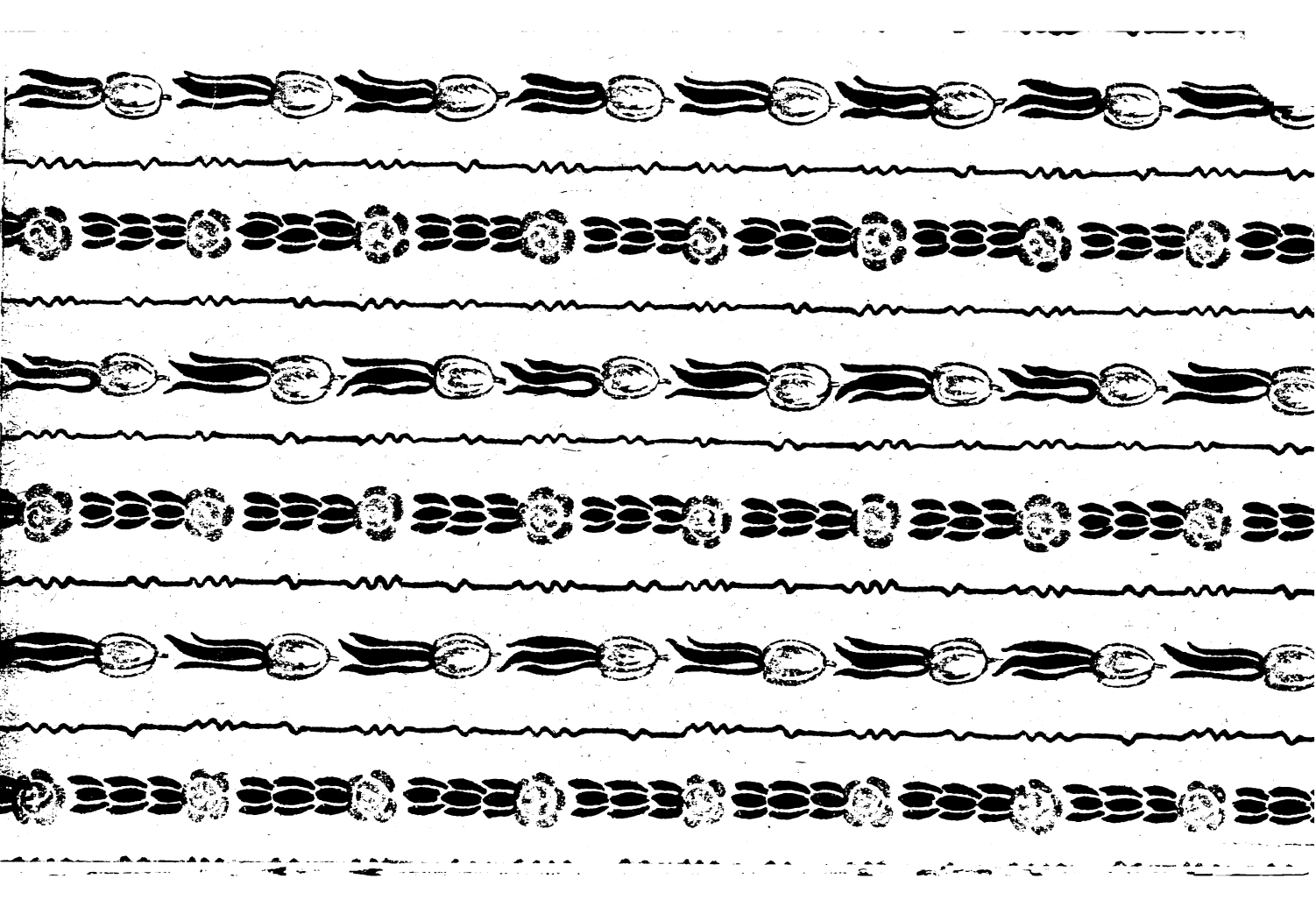
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1954

17-D-5

DEM SELTNEN GENIE
DEM GROSSEN KÜNSTLER
DEM GUTEN MENSHEN
VON T: B:

Beethoven

Unsterbliche

Des

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

DEM SELTNEN GENIE
EINEM GROSSEN KÜNSTLER
DEM GUTEN MENSHEN
VON T: B:

Beethovens Unsterbliche Geliebte

Das Geheimnis der Gräfin Brunsvik und ihre Memoiren

Von

La Mara, pseud.
Ida Maria Lipsius

Leipzig 1909
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

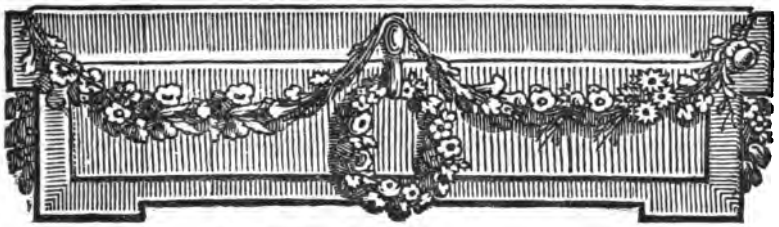
Music-X
ML
410
.B4
L78

PUBLISHED NOVEMBER 15th 1908. PRIVILEGE OF COPYRIGHT IN THE UNITED STATES RESERVED UNDER THE ACT APPROVED MARCH 3, 1905, BY BREITKOPF & HÄRTEL.

Copyright 1908 by Breitkopf & Härtel

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

STELLFELD



Beethoven hatte am Nachmittag des 26. März 1827 seine Augen geschlossen. Unter Blitz und Donner eines Frühlingsgewitters war seine große Seele ihrer Erdenbande ledig geworden.

In seiner verödeten Wohnung im Schwarzspanierhause, das neuerdings, gleich vielen erinnerungsreichen Stätten des alten Wien, einem Neubau weichen mußte, ward es tags darauf lebendig. Mit dem Bruder des verewigten Meisters vereinigten sich die nächsten Freunde: Stephan von Breuning, der Bonner Jugendgenoß, Schindler und Holz, seine hilfreichen Vermittler mit der Außenwelt, um nach den von ihm hinterlassenen Papieren zu sehen. Vor allem war es Bruder Johann um Auffindung dessen zu tun, was ihm als wertvollster Besitz des Verstorbenen galt: einige Bankaktien, die seinem Neffen Karl als Erbteil zufallen sollten. „Breuning und Schindler müssen sie schaffen!“ rief er erregt, als er sie nicht gleich fand. Man suchte und suchte, am Vormittag, am Nachmittag. Schon ward die Szene peinlich, als zufällig Holz an einem aus einem Schrank hervorstehenden Nagel zog und hierdurch ein Fach herausfiel, das die so lange gesuchten Wertpapiere barg. Doch nicht diese allein. Mit ihnen kamen noch verschiedene Schriftstücke zum Vorschein, darunter ein Brief Beethovens an eine Ungenannte, die er als seine „unsterbliche Geliebte“ anredet.

Dieser Brief ist berühmt geworden. Ein Geheimnis umgibt ihn. Mit Bleistift in drei Absätzen auf ein paar Briefblätter geschrieben, lautet er:

„Am 6ten Juli Morgens.

Mein Engel, mein alles, mein Ich — nur einige Worte heute, und zwar mit Bleyſtift (mit deinem) — erſt bis morgen iſt meine Wohnung ſicher beſtimmt, welcher nichtswürdiger Zeitverderb in d. g. — warum dieſer tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit ſpricht — kann unſere Liebe anders beſtehn als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, kannſt du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin. — Ach Gott, blick in die ſchöne Natur und beruhige dein Gemüth über das müſſende — die Liebe fordert alles und ganz mit recht, ſo iſt es mir mit dir, dir mit mir — nur vergißt du ſo leicht, daß ich für mich und für dich leben muß — wären wir ganz vereinigt, du würdeſt dieſes ſchmerzliche eben ſo wenig als ich empfinden. — Meine Reiſe war ſchrecklich — ich kam erſt Morgens 4 uhr geſtern hier an; da es an Pferde mangelte, wählte die Poſt eine andere Reiſeroute, aber welch ſchrecklicher Weg, auf der vorletzten Station warnte man mich bey Nacht zu fahren, machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur — und ich hatte Unrecht, der Wagen mußte bey dem ſchrecklichen Wege brechen, grundloß, bloßer Landweg, ohne ſolche Poſtillione wie ich hatte, wäre ich liegen geblieben Unterwegs. —

Eſterhazy hatte auf dem andern gewöhnlichen Wege hierhin daſſelbe ſchickſaal mit 8 Pferden, was ich mit vier — jedoch hatte ich zum Theil wieder Vergnügen, wie immer wenn ich was glücklich überſtehe. — nun geſchwind zum innern vom äußern; wir werden unß wohl bald ſehn, auch heute kann ich dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieſer einigen Tage über mein Leben machte — wären unſere Herzen immer dicht an einander, ich machte wohl keine d. g. Die Bruſt iſt voll dir viel zu ſagen — ach — Es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts iſt — erheitere dich — bleibe mein treuer einziger ſchatz, mein alles,

wie ich dir, das Übrige müssen die Götter schicken, was für uns seyn muß und seyn soll. —

Dein treuer Ludwig. —

„Abends Montags am 6ten Juli —

Du leidest du mein theuerstes Wesen — eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Montags — Donnerstags — die einzigen Tage wo die Post von hier nach K. geht. — Du leidest — ach, wo ich bin, bist du mit mir, mit mir und dir werde ich machen daß ich mit dir leben kann, welches Leben!!!! so!!!! ohne dich — verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine — eben so wenig verdienen zu wollen, als sie zu verdienen — Demuth des Menschen gegen den Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der — den man den Größten nennt — und doch — ist wieder hierin das Göttliche des Menschen — ich weine wenn ich denke daß du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir erhältst — wie du mich auch liebst — stärker liebe ich dich doch — doch nie verberge dich vor mir — gute Nacht — als Badender muß ich schlafen gehn. Ach Gott — so nah! so weit! ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe — aber auch so fest, wie die Veste des Himmels. —

„Guten Morgen am 7. Juli —

schon im Bette drängen sich die Ideen zu dir, meine Unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksaale abwartend ob es unß erhört — leben kann ich entweder nur ganz mit dir oder gar nicht, ja ich habe beschlossen in der Ferne so lange herum zu irren, bis ich in deine Arme fliegen kann, und mich ganz heymathlich bey dir nennen kann, meine Seele, von dir umgeben in's Reich der Geister schicken kann — ja leider muß es seyn — du wirst dich fassen,

um so mehr da du meine Treue gegen dich kennst, nie eine andre kann mein Herz besitzen, nie — nie — o Gott warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W. so wie jetzt ein kümmerliches Leben — Deine Liebe machte mich zum glücklichsten und zum unglücklichsten zugleich — in meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens — kann diese bei unserm Verhältnisse bestehn? — Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht — und ich muß daher schließen damit du den B. gleich erhältst — sey ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unsers Daseyns können wir unsern Zweck zusammen zu leben erreichen — sey ruhig — liebe mich — heute — gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir — mein Leben — mein alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz

deines Geliebten L.

ewig dein
ewig mein
ewig unß."

Wem dieser glühende Liebeserguß galt, das verrät keine Andeutung darin; nicht einmal der Ort, nicht das Jahr seines Entstehens sind genannt. Schindler, der durch Stephan von Breuning mit andern Papieren in Besitz des Briefes kam, gab ihn in seiner „Biographie Beethovens"[1] zuerst unter Mitteilung dessen bekannt, daß er im Jahre 1806 in einem ungarischen Badeort geschrieben sei[2]. Nur von Breuning, der seinem großen Freund schon am 4. Juni 1827 ins Grab folgte, konnte wohl diese Angabe kommen. Über die Adressatin

[1]) Münster 1840.

[2]) In der 3. Auflage seines Buches von 1860 änderte er das Jahr 1806 in 1803 ab, um seine Lesart, daß Gräfin Guicciardi die Adressatin sei, festhalten zu können.

aber beobachtete er augenscheinlich Schweigen. So sah sich Schindler, der erst in den letzten zehn Lebensjahren Beethovens näheren Verkehr mit ihm gepflogen hatte, auf seine eigenen Vermutungen angewiesen. Er bezeichnete Giulietta Gräfin Guicciardi als die „unsterbliche Geliebte" des Briefs.

Durch den Meister selber hatte er gelegentlich eines Gesprächs im Februar 1823 erfahren, daß sein Herz einst, vor mehr denn zwanzig Jahren, für diese seine schöne Schülerin geglüht hatte, die, einer alten Familie aus Modena entstammend, mit ihren Eltern im Jahre 1800 nach Wien gekommen und durch die ihr verwandten Gräfinnen Brunsvik mit Beethoven bekannt geworden war. In jener Zeit, d. i. am 16. November 1801, gestand er seinem rheinischen Jugendfreund Wegeler — wie Schindler später meinte, mit Bezug auf Giulietta — brieflich: „Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit 2 Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig. — Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit 2 Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande — und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heirathen, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Das schwärmerischste seiner Tongedichte, die im März 1802 erschienene Cis-moll- oder Mondscheinsonate, hatte er ihr, der Siebzehnjährigen, zugeeignet. Schon am 3. November 1803 aber führte ein fruchtbarer Balletkomponist, Graf Wenzel Robert Gallenberg, die reizende Giulia als Gattin heim und mit ihm, der in Neapel als Bühnenleiter tätig war, lebte sie fast zwei Jahrzehnte in Italien.

Für ihre Reize zeugt, daß — wie wir in Ludmilla Assings Lebensschilderung des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau[1]) lesen — auch dieser Kenner von Frauenschönheit im Jahre 1809 einige Monate lang in den Banden der Gräfin Gallenberg lag. Romantisch genug lernten sie sich bei einer nächtlichen Besteigung des Vesuvs, dessen Ausbruch zahlreiche Schaulustige herbeilockte, kennen. Der in allen Liebesabenteuern erfahrene Fürst gesteht seinem Vertrauten Wolf in einem Schreiben vom 28. Oktober 1809: „Wenn ich je die Leidenschaft einer wahren Liebe gekannt habe, so empfand ich sie für diese Frau." Und in einem vom 26. Februar 1810 aus Straßburg datierten Brief an sie schreibt er[2]): „Je regretterai toujours le beau climat de Naples, les douces chaînes que j'y portais et surtout la divinité dont je fus et dont je serai éternellement le plus zélé adorateur." Er schließt mit den Worten: „Adieu, ma bien aimée Julie, aime-moi toujours un peu et compte que tu n'as dans le monde entier de meilleur ami que moi."

Lange Zeit blieb Giulietta Österreich entrückt. Erst gegen Ende des Jahres 1821, als der Neapolitaner Barbaja die Direktion der kaiserlichen Oper in Wien übernahm und Graf Gallenberg von ihm zu deren Mitverwaltung berufen ward, kehrte das Ehepaar nach der Kaiserstadt zurück.

Im Februar 1823 bedurfte Beethoven für eine in Dresden geplante Aufführung der Partitur seines „Fidelio". Er ließ, da sie sich in der Bibliothek der kaiserlichen Oper befand, Graf Gallenberg durch Schindler um sie bitten. Hieran knüpfte sich jenes früher erwähnte Gespräch, das der schon völlig taube Tondichter mit seinem Amanuensis gegen seine sonstige Gewohnheit schriftlich und in französischer Sprache führte und das uns in einem seiner Konversationshefte[3]) erhalten blieb.

[1]) Hamburg 1873.

[2]) Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler-Muskau. Berlin, 1874.

[3]) In der königl. Bibliothek zu Berlin.

Nachdem Beethoven gefragt, ob Schindler Gallenbergs Frau gesehen habe, fährt er fort: „J'étois bien aimé d'elle et plus que jamais son époux. Il étoit pourtant plutôt son amant que moi, mais par elle j'apprenois de son misère et je trouvois un homme de bien qui me donnoit la somme de 500 fl. pour le soulager. Il étoit toujours mon ennemi, et c'étoit justement la raison que je fusse tout le bien possible."

Schindler: „Darum sagte er mir auch noch: ‚er ist ein unausstehlicher Mensch,' aus lauter Dankbarkeit wahrscheinlich. Doch Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. — Est-ce qu'il y a longtemps qu'elle est mariée avec Mons. de Gallenberg? — Mad. la Comtesse était-elle riche? Elle a une belle figure jusqu'ici!"

Beethoven: „Elle est née Guicciardi. Elle étoit l'épouse de lui avant son voyage en Italie — arrivée à Vienne elle cherchoit moi pleurant, mais je la méprisois."

Schindler: „Herkules am Scheidewege."

Beethoven: „Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das edle, bessere geblieben?" —

Auf dies Gespräch beschränken sich Beethovens uns bekannt gewordene Andeutungen über seine Beziehungen zu Gräfin Giulietta. Auf sie gründete Schindler seine Annahme, daß in ihr die „unsterbliche Geliebte" zu suchen sei.

Im November 1852 hatte Otto Jahn, den die Vorarbeiten zu einer beabsichtigten Beethoven-Biographie beschäftigten, eine Unterredung mit der Gräfin Gallenberg. Aus ihren Mitteilungen zeichnete er sich nachstehendes auf: „Beethoven war ihr Lehrer. — Er ließ sie seine Sachen spielen, wobei er unendlich streng war, bis in den geringsten Kleinigkeiten der richtige Vortrag erreicht war; — er hielt auf leichtes Spiel. — Er war leicht heftig, warf die Noten hin, zerriß sie. — Er nahm keine Bezahlung, obgleich er sehr arm war, [aber]

Wäsche unter dem Vorwand, daß die Gräfin sie genäht. — Er unterrichtete so auch die Gräfin Odescalchi, die Baronin Ertmann; man ging zu ihm, oder er kam. — Er spielte seine Sachen nicht gern selbst, phantasierte nur, beim geringsten Geräusch stand er auf und ging fort. — Graf Brunsvik, der Violoncello spielte, adorierte ihn, [auch] seine Schwestern Therese und Gräfin Deym. Beethoven hatte der Gräfin [Guicciardi] das Rondo in G gegeben, bat es sich aus, als er der Gräfin Lichnowsky etwas dedizieren mußte und widmete ihr dann die Sonate. Beethoven war sehr häßlich, aber edel, feinfühlend, gebildet. Beethoven war meist ärmlich gekleidet."

In der Cis-moll-Sonate leben des Meisters Empfindungen für Giulietta fort, die am 22. März 1856 aus dieser Welt ging.

Dreißig Jahre lang trug sie den Nimbus der „unsterblichen Geliebten" des größten Tongenies der Welt. Da überraschte der Amerikaner Alexander Wheelok Thayer — der erste, dem wir eine auf selbständige, ebenso scharfsinnige als gewissenhafte Forschungen gegründete Beethoven-Biographie[1]) danken — die Beethoven-Gemeinde durch die im zweiten und dritten Band seines Werks gegebene Enthüllung, daß die auf Schindler zurückführende Überlieferung eine irrige sei. Für ihn stand fest, daß der „Montags am 6. Juli", ohne Jahreszahl datierte Brief nur im Jahr 1806 geschrieben, demnach nicht an die seit 1803 an Graf Gallenberg in Neapel verheiratete Gräfin Guicciardi gerichtet sein könne. Einzig deren Cousine, Gräfin Therese Brunsvik[2]), könne „von allen Freundinnen und Bekannten Beethovens, deren Namen uns berichtet sind, die

[1]) L. v. Beethovens Leben. 3 Bände. Berlin 1866, 1872 u. 1879. Jetzt Leipzig, Breitkopf & Härtel, durch Deiters und Riemann fortgeführt und teilweise neu aufgelegt.

[2]) So schreibt sich die Familie, also nicht wie bei Nohl, Thayer u. a. Brunswick.

‚unsterbliche Geliebte' des Briefes sein, auf die allein auch alle zufälligen Anzeichen hinweisen." Gleichwohl wolle er nichts weiter behaupten, als daß „die größte Wahrscheinlichkeit" für Gräfin Brunsvik spreche.

Sie und ihre Schwester Josefine Gräfin Deym gehörten, gleich ihrem Bruder Graf Franz Brunsvik, einem vortrefflichen Cellospieler, zu den frühesten Freunden Beethovens in Wien. Sie „aborierte" ihn, nach dem Zeugnis ihrer Cousine Gräfin Gallenberg. Sie schenkte ihm ihr in Öl gemaltes Bildnis, das sich mit der Inschrift: „Dem seltnen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B." in seinem Nachlaß fand und gegenwärtig zu den Schätzen des Vereins „Beethoven-Haus" in Bonn zählt. (Es ist dieser Schrift vorangestellt.) In das Stammbuch der Schwestern schrieb er das Lied: „Ich denke dein" und widmete es ihnen 1805 bei der Herausgabe. Ihrem Bruder eignete er die Sonate appassionata op. 57 zu, die er im Sommer 1806, während er der Gast der Familie in Ungarn war, komponierte. Nach Zusammensein mit der Geliebten schrieb er von einem ungarischen Badeorte aus den flammenden Liebesbrief, in dem das Bewußtsein erwiderter Liebe aus jeder Zeile herausklingt. Im Mai 1807 trägt er Freund Franz brieflich auf: „Küsse deine Schwester Therese." Im Herbst 1809 ist er wieder bei ihr und schreibt die Fis-dur-Sonate op. 78, die — ein ihm besonders wertes Werk — er ihr dediziert. Im Frühjahr 1810 scheint er dem Ziel seiner Wünsche endlich nahe zu sein. Am 2. Mai bittet er seinen Freund Wegeler in Coblenz, ihm seinen Taufschein aus Bonn zu besorgen. Es eilt ihm damit. „Je bälder du mir den Taufschein schickst," schreibt er, „desto größer meine Verbindlichkeit." Darnach aber verlautet kein Wort mehr darüber. Nur Wegelers Schwager, Stephan von Breuning, verrät aus Wien: „Ich glaube, seine Heiratspartie hat sich zerschlagen." Um diese Zeit singt sein Herz ein Lied schmerzlicher Entsagung. Er findet für Goethes Worte: „Trocknet nicht, Tränen der

ewigen Liebe!" unvergängliche Töne. Der Name der Gräfin wird nach dem Erscheinen der ihr gewidmeten Sonate in keinem der Beethoven betreffenden Briefe und Schriftstücke, die von Otto Jahn und Thayer gesammelt sind, mehr genannt. Des Meisters Freundschaft mit ihrem Bruder aber löste erst der Tod. Als äußere Zeichen derselben wurden der Nachwelt nur einige wenige, nicht sonderlich belangreiche Briefe bekannt. Hat man — so fragt Thayer — alle übrigen vernichtet oder verborgen gehalten, weil es galt, ein Geheimnis in ihnen zu hüten?

In gewissem Einklang mit diesen mit philologischer Findigkeit und Gründlichkeit von Thayer klargestellten und in logischen Zusammenhang gebrachten Enthüllungen und Tatsachen stand eine elf Jahre nach dem dritten Band seiner Biographie erschienene Broschüre: „Beethovens unsterbliche Geliebte" [1]), deren allerdings nichts weniger als gründlich und wissenschaftlich verfahrende Verfasserin sich Mariam Tenger nennt. Was Thayer nur als „größte Wahrscheinlichkeit" bezeichnet hatte, sprach sie als Gewißheit aus. Sich angeblich auf „persönliche Mitteilungen" der Gräfin Brunsvik stützend, erzählt sie, daß diese vom Mai 1806, wo sie sich ihm in Schloß Martonvásár verlobt habe, bis zum Frühjahr 1810 Beethovens Braut gewesen sei. Nur Thereses Bruder Franz habe darum gewußt und seine Zustimmung an die Bedingung strengster Geheimhaltung geknüpft, bis Beethoven eine angemessene Anstellung erhalten haben würde. Auch die Einwilligung der exklusiv aristokratischen Mutter sollte erst dann erbeten werden. Doch die erhoffte Anstellung fand sich nicht — und beider Wege trennten sich.

Insoweit sich die Grundzüge dieser Tengerschen Ausführungen mit denen Thayers decken, dessen unanfechtbare Auto-

[1]) Aus einer Reihe von Feuilletons der „Kreuzzeitung" hervorgegangen. Bonn, Neußer, 1890. 2. Aufl. 1891.

rität ihnen als gewichtige Stütze diente, durfte man sie ohne wesentliches Bedenken hinnehmen, indes die romanhaften Ausschmückungen, die naiven Inkorrektheiten, deren sich die in der Beethovenkunde ganz unbewanderte Verfasserin schuldig machte, den Widerspruch herausfordern mußten. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich politische, musikalische, belletristische Blätter, denen die Resultate Thayers unbekannt geblieben schienen, begierig des ihnen neu dünkenden Romans aus Beethovens Leben. Kritiklos nahm die Kritik im allgemeinen das Schriftchen auf. Hier und da nur ward Einspruch laut. Meines Wissens wies zuerst ich selbst im ersten Aufsatz meines Buchs: „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt“[1]) auf allerlei unrichtige Angaben hin, die darin gipfelten, daß Mariam Tenger Beethoven einmal — insofern sie ihn in der Wiener Rauhensteingasse sterben läßt[2]) — mit Mozart, ein andermal mit Schubert verwechselt. Denn im Schubertschen Freundeskreise spielte Baron Josef Spaun, Mariam Tengers vielgenannter Gewährsmann, die Rolle, die sie ihm irrtümlich im Beethovenschen Kreise — oder „der Rotte“, wie sie sagt — zuerteilt. Obwohl mit Beethoven bekannt, hat er, wie mir seine Töchter bezeugten, nie in intimem Umgang mit ihm gestanden. Demgemäß schweigt auch seine im Besitz seiner Tochter, Baroneſſe Marie Spaun in Görz, befindliche „Familienchronik“, in der er der vielfältigen Beziehungen seines Lebens eingehend gedenkt und insbesondere Schubert ausführliche, von mir selbst veröffentlichte Erinnerungen widmet, gänzlich von einem näheren Verkehr mit unserm größten Tondichter.

Die energischste Abfertigung widerfuhr Mariam Tenger von seiten Dr. Alfred Christlieb Kalischers in Berlin. In seiner im Dezember 1891 erschienenen Broschüre: „Die unsterbliche Geliebte Beethovens. Giulietta Guicciardi oder Therese

[1]) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1891.

[2]) Der Fehler wurde gleich manchem andern in der 2. Aufl. getilgt.

Brunsvik?“[1]), die verschiedene Zeitungsartikel aus den Jahren 1891, 1872 und 1879 zusammenfaßt, bringt er schlagende Beweise für die Oberflächlichkeit, die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses der Verfasserin bei. Wenn er sich jedoch auf „die klassischen Zeugen“ Schindler und Breuning beruft, daß der Liebesbrief Beethovens nicht — was an sich ziemlich nebensächlich — in einem Schranke, sondern in einem nachmals in Dr. Gerhard von Breunings Besitz übergegangenen Pulte aufgefunden worden sei, so besagt ein am 8. Dezember 1891 an mich gerichteter Brief desselben, mittlerweile verstorbenen Dr. Breuning — nämlich des Sohns von Beethovens Jugendfreund Stephan, dem wir „Erinnerungen aus dem Schwarzspanierhause“[2]) danken — gerade das Gegenteil. „Im dem mir gehörigen Beethovenschen Roll-Schreibpulte“, schreibt er, „ist keinerlei ‚geheimes Fach‘. Im Jahre 1863 frug ich Schindler nach jenem Kasten, in welchem das mysteriöse Brettchen (das ‚geheime Fach‘) gewesen sei. Er antwortete: ‚in einem gewöhnlichen Kleiderschranke‘; aber er wisse nicht mehr genau auf das Aussehen desselben sich zu erinnern[3]). — Wenn man, wie ich, Beethoven gekannt, so weiß man: daß Unordnung überall herrschte, da er allzusehr mit seinen Gedanken beschäftigt war; überdies war er unpraktisch und mißtrauisch, wollte also wichtige Gegenstände gerne irgendwo hinstecken, wo sie nicht leicht zu finden. Aber sonst ist nach meiner Ansicht so wenig Wert darauf zu legen, als auch niemals seine jeweilige Gemütsstimmung auf die Art seiner Kompositionen Einfluß gewann — wie sehr man dies jetzt auch herauszuklügeln sich bestrebt. ‚Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun‘.“

[1]) Dresden, Richard Bertling.

[2]) Wien, Rosner, 1874.

[3]) In der 3. Auflage seiner Beethoven-Biographie (S. 97) gibt Schindler an: „Stephan v. Breuning fand sie [die Briefe] nebst anderen dem Freunde wichtigen Briefschaften nach dessen Ableben in einem geheimen Lädchen einer Kassette.“

Kalischer macht mit Mariam Tenger kurzen Prozeß. Er erklärt: „Das ganze Verlöbnis (von dem sie berichtet) ist eitel Chimäre — weiter nichts.“

Ungleich bedenklicher mußte der Widerspruch erscheinen, mit dem er sich der Argumentierung Thayers, dieses Berufensten in Sachen der Beethoven-Biographie, entgegenstellte. Er warf ein, daß Beethoven 1807 sich „ernstlich in den Zauberbanden einer anderen Therese, der blutjungen Therese Malfatti, nachmaligen Baronin von Droßdick“, befunden habe. Er betonte, daß die von Nohl und Thayer selber bekanntgegebenen Meinungsäußerungen des Sohnes und der Tochter des Grafen Franz Brunsvik, sowie die der Baronin Heß-Diller, einer Enkelin Giuliettas, zugunsten dieser letzteren sprächen. Thayers strenge chronologische Methode möchte er durch das „intuitive Verfahren“ ersetzt sehen. Er tadelt dessen Außerachtlassen spezifisch musikalischer Momente und ruft selbst die Musik geradezu zum Zeugen pro Guicciardi contra Brunsvik an, indem er die der ersteren gewidmete leidenschaftlich schwärmerische Cis-moll-Sonate gegen die der letzteren zugeeignete, in sich beruhigte — das heißt nach Kalischer „nichts bewegende“ „Etüdensonate“ — in Fis-dur ins Feld führt. Dabei läßt er unberücksichtigt (oder erklärt später für apokryph), daß Beethoven selbst einst zu Czerny äußerte: „Immer spricht man von der Cis-moll-Sonate; ich habe doch wahrhaftig Besseres geschrieben. Da ist die Fis-dur-Sonate doch etwas anderes!“ Oder wiegt Beethovens Urteil nicht hundertfach das aller Lenze und Marxe auf, die Kalischer als die „eingeweihtesten Kenner der Beethovenschen Werke“ gegen die Fis-dur-Sonate anführt, insofern der eine sie als „fragmentarisches Werkchen“ abtut, der andere sie nicht einmal der Erwähnung wert hält? Und gehörte Hans von Bülow nicht auch zu den in Beethoven Eingeweihten? Man lese doch, was er in seiner Ausgabe der Beethovenschen Pianofortewerke[1])

[1]) Stuttgart 1872.

über die Fis-dur-Sonate sagt. Oder man halte Lenz und Marx das „Entzücken" entgegen, das Rubinstein, laut den Mitteilungen von Adele Hippius: „Was Rubinstein in den Stunden sagte"[1]), über dieselbe kundgab, die neuerdings auch den Weg in den Konzertsaal fand.

Gelangt Thayer zu dem Resultat: „Es findet sich in all den Jahren 1800 bis 1815 kein anderer Sommer als 1806, in welchem der Brief in den ersten zehn Tagen des Juli geschrieben sein könnte, ohne daß mit dieser Annahme den Tatsachen und der Wahrscheinlichkeit Gewalt angetan würde", so entscheidet sich Kalischer aus „inneren Gründen" für 1801 oder 1802 und schließt seine Broschüre mit der Erklärung ab: „Giulietta Guicciardi bleibt die Unsterbliche Geliebte Beethovens, so lange nicht unabweisbare Dokumente dagegen zeugen."

Noch einmal erhob Thayer seine Stimme. Anknüpfend an einen Aufsatz meiner Feder, der in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 17. Dezember 1891 erschien und darin ich meine Zweifel an Berechtigung der Einwürfe Dr. Kalischers aussprach, schrieb er mir am 22. Januar 1892 aus Triest in englischer Sprache wesentlich folgendes[2]):

„Erst lange, lange Jahre, nachdem der Verdacht gegen den Guicciardi-Roman in mir aufgestiegen war, bot sich mir die Möglichkeit, zu beweisen, was mir inzwischen zur vollen Überzeugung geworden. Wie allgemein meine Meinung und meine Gründe aber adoptiert wurden, sobald ich sie zur Aussprache brachte, und wie wenige nur diese Überzeugung nicht teilten, das wissen Sie.

„Der Zustand meiner Augen verbietet mir, Ihnen einen angen Brief zu schreiben. Doch genügt eine kurze Hindeutung auf das Hauptsächliche. Daß Herr Kalischer die seltsame An-

[1]) Neue Musikzeitung. Stuttgart, 19. April 1906.

[2]) Von mir veröffentlicht: „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung". 30. Januar 1892.

sicht Ludwig Nohls annimmt, daß Beethoven in Therese Malfatti, ein Mädchen von vierzehn Jahren, verliebt gewesen sei, überrascht mich; nicht minder, daß er die Cis-moll-Sonate als ein an Giulia Guicciardi gerichtetes, musikalisches Liebesgedicht zu betrachten scheint. Es muß ihm doch sicherlich bekannt sein, daß Seumes kleine Dichtung ‚Die Beterin' der Gegenstand der Sonate war, oder richtiger, die Anregung zu derselben gegeben hat.

„Wollen Sie, bitte, hier ein wenig verweilen und bevor wir weiter gehen, den ersten Teil des ‚Liebesbriefs' durchlesen! Bemerken Sie wohl, daß er von einem Badeort aus geschrieben ward, der von Wien so weit entfernt lag, daß Beethoven in einem Wagen mit vier Pferden, Esterhazy mit deren acht dahin reiste! Und nun zu den wesentlichen Punkten.

„Wir wissen, daß Beethoven im Sommer 1801 in Hetzendorf wohnte — woselbst der Ex-Kurfürst Max Franz residierte und am 26. Juli dieses Jahres starb — und in dem nahen Schönbrunner Garten einen großen Teil seines ‚Christus am Ölberg' komponierte. Wir wissen, daß er am 29. Juni Dr. Wegeler äußerst genau über seine zunehmende Taubheit berichtete. Konnte er nun sieben Tage später von einem entfernten Badeort aus einen solchen Liebesbrief an eine junge, noch nicht siebenzehnjährige Gräfin schreiben? Im November schreibt er wieder an Wegeler: ‚Du willst wissen, wie es mir geht, was ich brauche?' und schildert sodann die Behandlungsweise seines Arztes. In keinem dieser Briefe findet sich auch nur die leiseste Andeutung darauf, daß ihn der Arzt in einen fernen Badeort schickte. Im Jahre 1802 hatte Beethoven seinen Sommeraufenthalt in Heiligenstadt. Der junge Ries kam oft da hinaus, um den Unterricht seines Lehrers zu empfangen. Weder von ihm noch von irgend einem andern besitzen wir jedoch den geringsten Hinweis auf eine Abwesenheit Beethovens im Verlaufe dieses Sommers. Schrieb Beethoven den Liebesbrief im Juli und das sogenannte Testament —

jenes Dokument der Verzweiflung — im Oktober? Beachten Sie ferner die Daten! Im Liebesbrief schreibt er am 6. Juli aus dem Badeort: ‚Ich kam erst morgens 4 Uhr gestern hier an.‘ Sieben Tage später, am 13. Juli, ist er in Wien und schreibt an Breitkopf und Härtel!

„Im Testament lesen wir: ‚Dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte‘; aber keiner aller von Beethoven bekannt gewordenen Briefe, keins seiner Schriftstücke aus diesem Sommer enthält irgend welche Bezugnahme auf den entfernten Badeort.

„Alles, was wir von Beethoven betreffs der Sommer 1801 und 1802 wissen, spricht *gegen* die Reise nach jenem Badeort; was wir von dem Sommer 1806 wissen, spricht *für* dieselbe. An Herrn Kalischer ist es nun, den Beweis zu liefern. *Kann* er eine solche Reise in den Jahren 1801 oder 1802 nachweisen und tut er dies — so spräche *ein* Punkt zu seinen Gunsten.“

Nichtsdestoweniger stellen neuere Ergebnisse Thayers Annahme des Jahres 1806 und mit ihr auch die meine, die sich ihr angeschlossen hatte, als irrig heraus. Ein durch Dr. Kalischers „Kritische Ausgabe von Beethovens sämtlichen Briefen“[1]) erst bekannt gewordenes Schreiben des Meisters an Breitkopf und Härtel trägt die Bezeichnung: „Wien am 5ten Juli 1806“ an der Stirn. Demnach konnte Beethoven nicht in der ersten Frühe dieses Tages in einem ungarischen Badeorte angekommen sein. Dazu erhielt ich von anderer, später zu erwähnender Seite den Beweis, daß Gräfin Therese Brunsvik zur selben Zeit im fernen Siebenbürgen bei ihrer Schwester verweilte. Das Jahr 1806 ist somit als Ursprungsjahr des betreffenden Briefes ausgeschlossen.

Doch dies sind Daten, von denen Thayer, der leider noch vor Vollendung seines großen Werkes am 15. Juli 1897 in

[1]) Berlin, Schuster & Löffler, 1906 u. ff.

Trieſt aus dem Leben ging, nichts ahnen konnte. Beharrlich, wie er ſeinen Standpunkt in der Angelegenheit bis zuletzt wahrte, hielt auch Kaliſcher an dem ſeinen feſt. Nur daß er ſich in ſeiner Briefausgabe dafür entſchied, den Liebesbrief fraglos in das Jahr 1801 zu ſetzen. Hierbei gelangt er zu dem Schluß: „Der Verſuch A. W. Thayers im Bunde mit der Schriftſtellerin M. Tenger, die Gräfin Thereſe Brunsvik als Beethovens unſterbliche Geliebte hinzuſtellen, darf nunmehr als völlig mißglückt angeſehen werden."

Dieſe Behauptung iſt eine *verfrühte*.

Hingegen muß die neueſte, durch die „Neue Freie Preſſe" am 23. Auguſt 1908 bekannt gegebene Hypotheſe Dr. W. Thomas-Sangallis, die Amalie Sebald — der Beethovens letzte Schwärmerei galt — als unſterbliche Geliebte proklamiert, als *verſpätet* angeſehen werden. Von ihr ſei weiter unten die Rede.

Inzwiſchen hatte mich eine eigene Fügung dem perſönlichen Weſen der Gräfin Thereſe Brunsvik näher gebracht. Aus dem Nachlaß des in Dresden 1882 in hohem Alter verſtorbenen Legationsrat Franz von Schober waren mir eine Anzahl Briefe zur Verfügung geſtellt worden. Als hilfreicher Freund Franz Schuberts, der den jungen Genius aus der drückenden Enge des ihm aufgedrungenen Volksſchullehrerberufs befreite und ihm ein Heim darbot, wird ſein Name vorausſichtlich länger leben, denn als Dichter und Schriftſteller. Deſſenungeachtet dichtete er für Schubert gleich manchem Lied auch den Text zu ſeiner Oper „Alfonſo und Eſtrella", die der ihm als Schubert-Begeiſterter befreundete Liszt 1854 zuerſt auf die Bühne, ſeine Weimarer Bühne, brachte. Ein Aufſatz, den ich zum fünfzigjährigen Todestag des großen Wiener Tonlyrikers veröffentlichte, gewann mir mit der Bekanntſchaft die Gunſt des alten Herrn. Nach ſeinem Tode empfing ich die erwähnten Briefe. Unter ihnen fiel mir ein Häuflein in die Hand, deren Mehr-

zahl die einfache Unterschrift „Brunsvik" trug. Ein rascher Einblick gab mir die Gewißheit, daß ich die Schriftzüge der Gräfin Therese Brunsvik vor mir hatte. Mit Thayer sah ich in ihr Beethovens „unsterbliche Geliebte". Von Stund an ging mein Trachten dahin, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, das Rätsel wenn möglich endgültig zu lösen.

Zunächst galt es, mich bei Gräfin Marie Brunsvik, der Nichte von Gräfin Therese, zu befragen. Sie, gleich ihrer Tante Ehrenstiftsdame von Brünn, und ihr Bruder Géza waren die einzigen Kinder von Beethovens sehr musikalischem Freund Franz, der in Sidonie geb. von Justh eine ausgezeichnete Klavier- und speziell Beethovenspielerin zur Lebensgefährtin hatte. Wilhelm Rust, der berühmte Bachforscher, der in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Musiklehrer bei Baron Lonyay in Ungarn lebte, schildert in einem ungedruckten Brief an seinen Vater vom Mai 1847 die anregenden Musikabende im gräflichen Hause. Josef Joachim empfing daselbst seine ersten hohen Kunsteindrücke. Auch Liszt ging in der durch Beethoven geweihten Stätte ein und aus. Seinem Schüler Hans von Bülow, der auf seiner ersten österreichischen Kunstreise nach Pest kam, empfahl er im Mai 1853, den Besuch bei der mittlerweile verwitweten Gräfin Sidonie nicht zu versäumen und ihn auf das angelegentlichste bei ihr in Erinnerung zu bringen.

Demnach entstammte Gräfin Marie gut musikalischem Geblüt. Doch wurde mir gesagt, sie verhalte sich ablehnend in der ihre Tante betreffenden romantischen Angelegenheit. Gleichwohl bahnte einer ihrer Freunde, Prinz August Windisch-Grätz in Wien, mir den Weg zu ihr, wenn auch nicht, ohne mich bezüglich der zu erwartenden Auskunft auf eine Enttäuschung vorzubereiten — denn Gräfin Therese sei wohl sehr geistreich, aber physisch nicht zum Ideal geschaffen, weil verwachsen gewesen.

Obwohl krank, gab Gräfin Marie mir auf meine Fragen über ihre Tante (am 27. November 1898) bereitwilligst Ant-

wort, und wir wechselten in der Folge mehrere Briefe. Das Wesentliche ihrer Aussagen faßt sich wortgetreu darin zusammen: „Beethoven war allerdings ein sehr intimer Freund meines Vaters, aber wir in der Familie haben nicht die leiseste Spur von dem erwähnten Roman und wissen trotz vielfacher Anfragen und Nachforschungen gar nichts darüber. Beethoven hatte eine große Schwärmerei für eine Cousine meines Vaters, Gräfin Guicciardi, nachmals Gräfin Gallenberg, und dedizierte ihr auch die sogenannte Mondschein-Sonate; aber diese Schwärmerei war immer einseitig und blieb unerwidert, wenigstens insofern wir etwas darüber erfahren haben. Drei bis vier Briefe an meinen Vater sind noch im Besitz meiner Familie; sobald mein Bruder hereinkommt, werde ich mir dieselben ausbitten und sie Ihnen mit Vergnügen zusenden. Indessen nur die Versicherung, daß ich Ihnen gern nähere Daten gegeben hätte, daß uns aber gar nichts darüber bekannt ist und wir natürlich glauben müssen, daß das Ganze die Erfindung einer kranken Phantasie ist."

Im Mai des darauffolgenden Jahres sandte mir die Gräfin im Auftrag ihres Bruders die vier ihm zugehörigen und von ihm „sehr hochgehaltenen" Briefe im Original zu. Sie finden sich mit geringen Abweichungen in Nohls „Neue Briefe Beethovens" (1867), wie in Kalischers Briefsammlung abgedruckt. Drei derselben hat auch Thayer in seine Beethoven-Biographie aufgenommen. Doch gebe ich sie hier originalgetreu wieder, als das Bild der Beziehungen Beethovens zu den Brunsviks vervollständigend.

Am 11ten May 1806.[1]) Wien
an einem Maytage.

Lieber, lieber B.! ich sage dir nur, daß ich mit Clementi recht gut zu recht gekommen bin — 200 Pf. Sterling erhalte

[1]) Thayer setzt den Brief nach 1807 und nimmt somit einen bei Beethoven mehrfach vorkommenden Irrtum in der Datierung an, da der

ich — und noch oben drein kann ich dieſelben Werke in Deutſchland und Frankreich verkaufen — er hat mir noch oben drein andre Beſtellungen gemacht — ſo daß ich dadurch hoffen kann, die würde eines wahren Künſtlers noch in frühern Jahren zu erhalten — ich brauche lieber B. die quartetten,[1]) ich habe ſchon deine Schweſter deswegen gebeten, dir deshalb zu ſchreiben. Es dauert zu lang, bis ſie aus meiner Partitur kopirt — eile daher und ſchicke ſie mir nur gerade mit der Briefpoſt — du erhältſt ſie in höchſtens 4 oder 5 Tägen zurück — ich bitte dich dringend darum, weil ich ſonſt ſehr viel dadurch verliehren kann — wenn du machen kannſt, daß mich die Ungarn kommen laſſen, um ein Paar Konzerte zu geben, ſo thue es — für 200 # in Gold könnt ihr mich haben — ich bringe meine Oper alsdann auch mit — mit dem Fürſtlichen Theater-geſindel werde ich nicht zurechtkommen[2]) — ſo oft wir (mehrere) (amici) deinen Wein Trinken, betrinken wir dich d. h. wir trinken deine Geſundheit — — —

leb wohl eile — eile — eile mir die quartetten zu ſchicken — ſonſt kannſt du mich dadurch in die gröſte Verlegenheit bringen — Schuppanzigh[3]) hat geheirathet — man ſagt mit einer ihm ſehr ähnlichen — welche Familie???? — Küſſe deine Schweſter Thereſe, ſage ihr, ich fürchte, ich werde groß, ohne daß ein Denkmal von ihr dazu beiträgt, werden müßen — ſchicke Morgen gleich die quartetten — quar-tetten-t-e-t-t-e-n.

Dein Freund

Beethoven.

---

erwähnte Vertrag mit dem Klaviervirtuoſen und Komponiſten Clementi, der eine Muſikalienhandlung in London eröffnet hatte, am 20. April 1807 abgeſchloſſen wurde.

[1]) Die drei Raſoumowskyſchen, op. 59.

[2]) Die Fürſten Lobkowitz, Schwarzenberg und Eſterhazy, Graf Palffy und andere übernahmen die Leitung der kaiſerlichen Theater.

[3]) 1776—1830; erſter Violiniſt des Streichquartetts, das zuerſt Beethovens Quartette öffentlich vortrug.

Lieber Freund Frühling [1809].

[illegible]

erzen ge=
ı das T.
ɔt[einer?]
ı erinnere
ıd Trio[1])
halte die
quartett[3])
ung war
; erhalten
ß ich dir
ɔch nichts
ge Krieg
ıe Sache
ntschluß,
se Sache
isch wie
t wachs
nicht zu
ɔgen des
vielleicht
ɔividuum
ɔrt edlere
ıacht die
mir, ich

---

io, op. 70.
vik, einer
[illegible] und Cousine des Grafen Franz, war ein
[illegible] Musikfreund.

[3]) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

[4]) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven an die österreichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

ich — und noch oben drein kann ich dieſelben Werke in Deutſchland und Frankreich verkaufen — er hat mir noch oben drein andre Beſtellungen gemacht — ſo daß ich dadurch hoffen kann, die würde eines wahren Künſtlers noch in frühern Jahren zu erhalten — ich brauche lieber B. die quartetten,[1]) ich habe ſchon deine Schweſter deswegen gebeten, dir deshalb zu ſchreiben. Es dauert zu lang, bis ſie aus meiner Partitur kopirt — eile daher und ſchicke ſie mir nur gerade mit der Briefpoſt — du erhältſt ſie in höchſtens 4 oder 5 Tägen zurück — ich bitte dich dringend darum, weil ich ſonſt ſehr viel dadurch verliehren kann — wenn du machen kannſt, daß mich die Ungarn kommen laſſen, um ein Paar Konzerte zu geben, ſo thue es — für 200 # in Gold könnt ihr mich haben — ich bringe meine Oper alsdann auch mit — mit dem Fürſtlichen Theater-geſindel werde ich nicht zurechtkommen[2]) — ſo oft wir (mehrere) (amici) deinen Wein Trinken, betrinken wir dich d. h. wir trinken deine Geſundheit — — —

leb wohl eile — eile — eile mir die quartetten zu ſchicken — ſonſt kannſt du mich dadurch in die gröſte Verlegenheit bringen — Schuppanzigh[3]) hat geheirathet — man ſagt mit einer ihm ſehr ähnlichen — welche Familie? ? ? ? — Küſſe deine Schweſter Thereſe, ſage ihr, ich fürchte, ich werde groß, ohne daß ein Denkmal von ihr dazu beiträgt, werden müßen — ſchicke Morgen gleich die quartetten — quar-tetten-t-e-t-t-e-n.

Dein Freund

Beethoven.

---

erwähnte Vertrag mit dem Klaviervirtuoſen und Komponiſten Clementi, der eine Muſikalienhandlung in London eröffnet hatte, am 20. April 1807 abgeſchloſſen wurde.

[1]) Die drei Raſoumowskyſchen, op. 59.

[2]) Die Fürſten Lobkowitz, Schwarzenberg und Eſterhazy, Graf Palffy und andere übernahmen die Leitung der kaiſerlichen Theater.

[3]) 1776—1830; erſter Violiniſt des Streichquartetts, das zuerſt Beethovens Quartette öffentlich vortrug.

erzen ge-
u das T.
öt[einer?]
) erinnere
ıd Trio[1])
halte die
uartett[3])
ung war
erhalten
ß ich dir
)ch nichts
ge Krieg
ne Sache
ntschluß,
se Sache
'isch wie
t wachs
nicht zu
)gen des
vielleicht
)ividuum
)rt edlere
nacht die
mir, ich

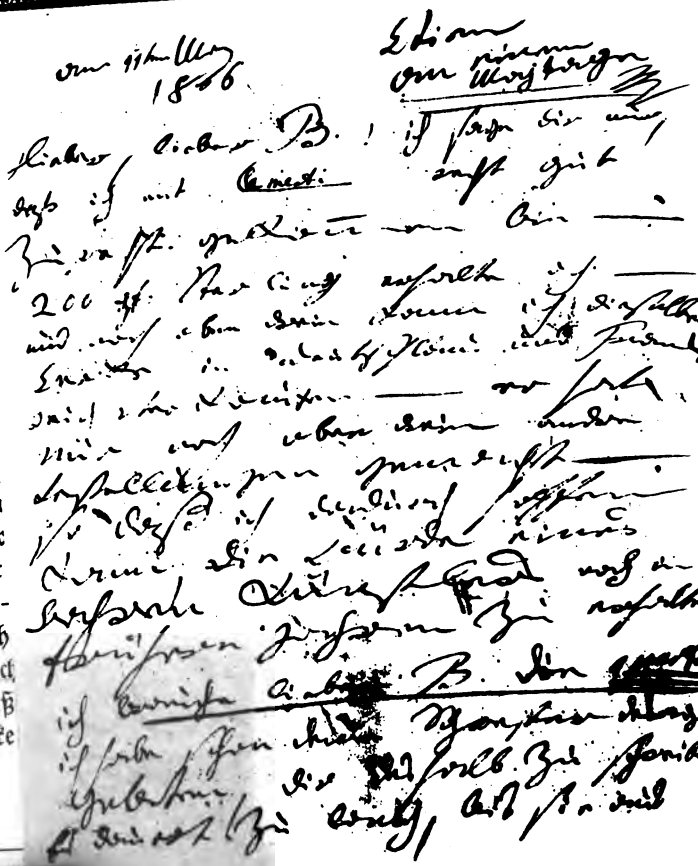
p. 70.
er

guter Klavierspieler und großer Musikfreund.

3) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

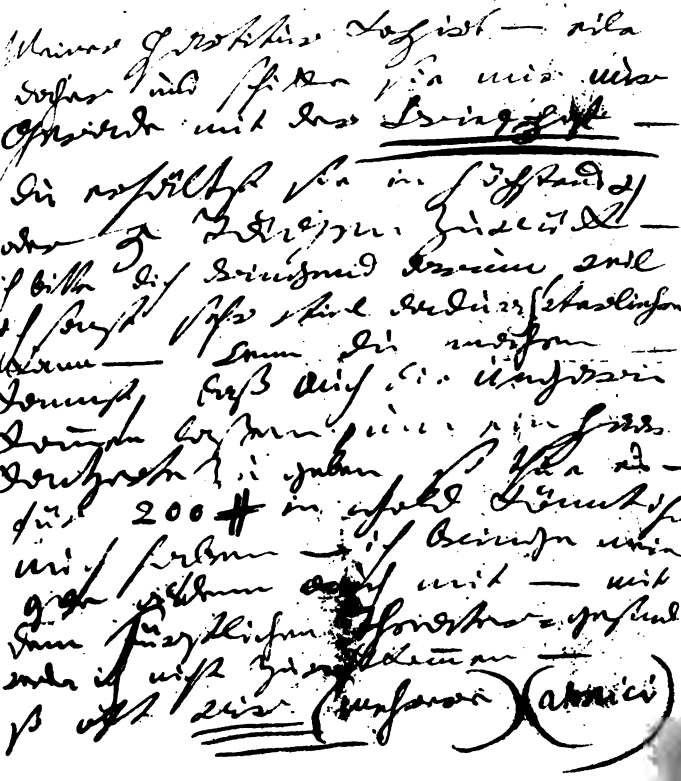
4) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven
reichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürsten
und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

ich — und noch oben drein kann ich dieselben Werke in Deutsch-
land und ~~Frankreich~~ verkaufen — er hat mir noch oben drein
andre B
die würk
erhalten
habe sch
schreiben.
kopirt —
Briefpo
zurück —
viel dadu
mich die
geben, s
haben —
dem Fürst
— so o
trinken n
leb w
— sonst
bringen -
einer ih
deine Sch
ohne daß
— schicke



erwähnte
eine M
abgesc

soumowskyschen, op. 59.
Lobkowitz, Schwarzenberg und Esterhazy, Graf Palffy
ahmen die Leitung der kaiserlichen Theater.
30; erster Violinist des Streichquartetts, das zuerst
Quartette öffentlich vortrug.



erzen ge=
a das T.
t[einer?]
erinnere
d Trio[1])
halte die
uartett[3])
ung war
erhalten
ß ich dir
ch nichts
ge Krieg
ne Sache
ntschluß,
se Sache
isch wie
t wachs
nicht zu
gen des
vielleicht
ividuum
rt edlere
tacht die
mir, ich

70.

guter Klavierspieler und großer Musikfreund.

3) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

4) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven an d
reichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobk
und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

ich — und noch oben drein kann ich dieselben Werke in Deutsch-
land und
andre B
die würt
erhalten
habe sch
schreiben.
kopirt —
Briefpo
zurück —
viel dadu
mich die
geben, s
haben —
dem Fürst
— so o
trinken n
leb n
— sonst
bringen -
einer ih
deine Sc
ohne daß
— schicke

erwähn
eine
ab

Rasoumowskyschen, op. 59.
en Lobkowitz, Schwarzenberg und Esterhazy, Graf Palffy
rnahmen die Leitung der kaiserlichen Theater.
1830; erster Violinist des Streichquartetts, das zuerst
Quartette öffentlich vortrug.

Lieber Freund Bruder! — Frühling [1809].

Eher hätte ich dir ſchreiben ſollen, in meinem Herzen geſchahs 1000mal — weit früher und eher hätteſt du das T. und die S. erhalten müßen, ich begreife nicht, wie St[einer?] dir dieſe ſolange vorenthalten hat — ſo viel ich mich erinnere habe ich dir ja geſagt, daß ich dir beides Sonate und Trio[1]) ſchicken werde, mache es nach deinem Belieben, behalte die Sonate oder ſchicke ſie Forray,[2]) wie du willſt; das quartett[3]) war dir ja ſo früher zugedacht, bloß meine Unordnung war ſchuld daran, daß du es eben erſt bey dieſem Ereigniß erhalten — und wenn von Unordnung die rede iſt, ſo muß ich dir leider ſagen, daß ſie noch überall mich heimſucht; noch nichts entſchiedenes in meinen Sachen, der Unglückſeelige Krieg dürfte das endliche Ende noch verzögern, oder meine Sache noch verſchlimmern — bald faße ich dieſerwegen Entſchluß, leider muß ich doch nahe herum bleiben, bis dieſe Sache entſchieden iſt; — o unſeeliges Dekret[4]), verführeriſch wie eine Sirene, wofür ich mir hätte die Ohren mit wachs verſtopfen ſollen laßen und mich feſtbinden, um nicht zu unterſchreiben, wie Uliſſes — wälzen ſich die wogen des Krieges näher hieher, ſo komme ich nach Ungarn; vielleicht auch ſo, habe ich doch für nichts als mein elendes Individuum zu ſorgen, ſo werde ich mich wohl durchſchlagen; fort edlere höhere Plane — Unendlich unſer ſtreben, endlich macht die Gemeinheit alles! — leb wohl theurer Bruder, ſey es mir, ich

1) Wohl die Violoncello-Sonate, op. 69 und das D-dur-Trio, op. 70.

2) Andreas, Frh. von F., Gatte der Gräfin Julia Brunsvik, einer Tochter des Judex curiae Joſef und Couſine des Grafen Franz, war ein guter Klavierſpieler und großer Muſikfreund.

3) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

4) Das Dekret vom 1. März 1809 feſſelte Beethoven an die öſterreichiſchen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürſten Lobkowitz und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zuſicherten.

ewigen Liebe!" unvergängliche Töne. Der Name der Gräfin wird nach dem Erscheinen der ihr gewidmeten Sonate in keinem der Beethoven betreffenden Briefe und Schriftstücke, die von Otto Jahn und Thayer gesammelt sind, mehr genannt. Des Meisters Freundschaft mit ihrem Bruder aber löste erst der Tod. Als äußere Zeichen derselben wurden der Nachwelt nur einige wenige, nicht sonderlich belangreiche Briefe bekannt. Hat man — so fragt Thayer — alle übrigen vernichtet oder verborgen gehalten, weil es galt, ein Geheimnis in ihnen zu hüten?

In gewissem Einklang mit diesen mit philologischer Findigkeit und Gründlichkeit von Thayer klargestellten und in logischen Zusammenhang gebrachten Enthüllungen und Tatsachen stand eine elf Jahre nach dem dritten Band seiner Biographie erschienene Broschüre: „Beethovens unsterbliche Geliebte" [1]), deren allerdings nichts weniger als gründlich und wissenschaftlich verfahrende Verfasserin sich Mariam Tenger nennt. Was Thayer nur als „größte Wahrscheinlichkeit" bezeichnet hatte, sprach sie als Gewißheit aus. Sich angeblich auf „persönliche Mitteilungen" der Gräfin Brunsvik stützend, erzählt sie, daß diese vom Mai 1806, wo sie sich ihm in Schloß Martonvásár verlobt habe, bis zum Frühjahr 1810 Beethovens Braut gewesen sei. Nur Thereses Bruder Franz habe darum gewußt und seine Zustimmung an die Bedingung strengster Geheimhaltung geknüpft, bis Beethoven eine angemessene Anstellung erhalten haben würde. Auch die Einwilligung der exklusiv aristokratischen Mutter sollte erst dann erbeten werden. Doch die erhoffte Anstellung fand sich nicht — und beider Wege trennten sich.

Insoweit sich die Grundzüge dieser Tengerschen Ausführungen mit denen Thayers decken, dessen unanfechtbare Auto-

[1]) Aus einer Reihe von Feuilletons der „Kreuzzeitung" hervorgegangen. Bonn, Neußer, 1890. 2. Aufl. 1891.

rität ihnen als gewichtige Stütze diente, durfte man sie ohne wesentliches Bedenken hinnehmen, indes die romanhaften Ausschmückungen, die naiven Inkorrektheiten, deren sich die in der Beethovenkunde ganz unbewanderte Verfasserin schuldig machte, den Widerspruch herausfordern mußten. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich politische, musikalische, belletristische Blätter, denen die Resultate Thayers unbekannt geblieben schienen, begierig des ihnen neu dünkenden Romans aus Beethovens Leben. Kritiklos nahm die Kritik im allgemeinen das Schriftchen auf. Hier und da nur ward Einspruch laut. Meines Wissens wies zuerst ich selbst im ersten Aufsatz meines Buchs: „Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt“[1]) auf allerlei unrichtige Angaben hin, die darin gipfelten, daß Mariam Tenger Beethoven einmal — insofern sie ihn in der Wiener Rauhensteingasse sterben läßt[2]) — mit Mozart, ein andermal mit Schubert verwechselt. Denn im Schubertschen Freundeskreise spielte Baron Josef Spaun, Mariam Tengers vielgenannter Gewährsmann, die Rolle, die sie ihm irrtümlich im Beethovenschen Kreise — oder „der Rotte“, wie sie sagt — zuerteilt. Obwohl mit Beethoven bekannt, hat er, wie mir seine Töchter bezeugten, nie in intimem Umgang mit ihm gestanden. Demgemäß schweigt auch seine im Besitz seiner Tochter, Baronesse Marie Spaun in Görz, befindliche „Familienchronik“, in der er der vielfältigen Beziehungen seines Lebens eingehend gedenkt und insbesondere Schubert ausführliche, von mir selbst veröffentlichte Erinnerungen widmet, gänzlich von einem näheren Verkehr mit unserm größten Tondichter.

Die energischste Abfertigung widerfuhr Mariam Tenger von seiten Dr. Alfred Christlieb Kalischers in Berlin. In seiner im Dezember 1891 erschienenen Broschüre: „Die unsterbliche Geliebte Beethovens. Giulietta Guicciardi oder Therese

[1]) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1891.

[2]) Der Fehler wurde gleich manchem andern in der 2. Aufl. getilgt.

Brunsvik?“[1]), die verschiedene Zeitungsartikel aus den Jahren 1891, 1872 und 1879 zusammenfaßt, bringt er schlagende Beweise für die Oberflächlichkeit, die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses der Verfasserin bei. Wenn er sich jedoch auf „die klassischen Zeugen“ Schindler und Breuning beruft, daß der Liebesbrief Beethovens nicht — was an sich ziemlich nebensächlich — in einem Schranke, sondern in einem nachmals in Dr. Gerhard von Breunings Besitz übergegangenen Pulte aufgefunden worden sei, so besagt ein am 8. Dezember 1891 an mich gerichteter Brief desselben, mittlerweile verstorbenen Dr. Breuning — nämlich des Sohns von Beethovens Jugendfreund Stephan, dem wir „Erinnerungen aus dem Schwarzspanierhause“[2]) danken — gerade das Gegenteil. „Im dem mir gehörigen Beethovenschen Roll-Schreibpulte“, schreibt er, „ist keinerlei ‚geheimes Fach‘. Im Jahre 1863 frug ich Schindler nach jenem Kasten, in welchem das mysteriöse Brettchen (das ‚geheime Fach‘) gewesen sei. Er antwortete: ‚in einem gewöhnlichen Kleiderschranke‘; aber er wisse nicht mehr genau auf das Aussehen desselben sich zu erinnern[3]). — Wenn man, wie ich, Beethoven gekannt, so weiß man: daß Unordnung überall herrschte, da er allzusehr mit seinen Gedanken beschäftigt war; überdies war er unpraktisch und mißtrauisch, wollte also wichtige Gegenstände gerne irgendwo hinstecken, wo sie nicht leicht zu finden. Aber sonst ist nach meiner Ansicht so wenig Wert darauf zu legen, als auch niemals seine jeweilige Gemütsstimmung auf die Art seiner Kompositionen Einfluß gewann — wie sehr man dies jetzt auch herauszuklügeln sich bestrebt. ‚Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun‘.“

[1]) Dresden, Richard Bertling.

[2]) Wien, Rosner, 1874.

[3]) In der 3. Auflage seiner Beethoven-Biographie (S. 97) gibt Schindler an: „Stephan v. Breuning fand sie [die Briefe] nebst anderen dem Freunde wichtigen Briefschaften nach dessen Ableben in einem geheimen Lädchen einer Kassette.“

Kalischer macht mit Mariam Tenger kurzen Prozeß. Er erklärt: „Das ganze Verlöbnis (von dem sie berichtet) ist eitel Chimäre — weiter nichts."

Ungleich bedenklicher mußte der Widerspruch erscheinen, mit dem er sich der Argumentierung Thayers, dieses Berufensten in Sachen der Beethoven-Biographie, entgegenstellte. Er warf ein, daß Beethoven 1807 sich „ernstlich in den Zauberbanden einer anderen Therese, der blutjungen Therese Malfatti, nachmaligen Baronin von Droßdick", befunden habe. Er betonte, daß die von Nohl und Thayer selber bekanntgegebenen Meinungsäußerungen des Sohnes und der Tochter des Grafen Franz Brunsvik, sowie die der Baronin Heß-Diller, einer Enkelin Giuliettas, zugunsten dieser letzteren sprächen. Thayers strenge chronologische Methode möchte er durch das „intuitive Verfahren" ersetzt sehen. Er tadelt dessen Außerachtlassen spezifisch musikalischer Momente und ruft selbst die Musik geradezu zum Zeugen pro Guicciardi contra Brunsvik an, indem er die der ersteren gewidmete leidenschaftlich schwärmerische Cis-moll-Sonate gegen die der letzteren zugeeignete, in sich beruhigte — das heißt nach Kalischer „nichts bewegende" „Etüdensonate" — in Fis-dur ins Feld führt. Dabei läßt er unberücksichtigt (oder erklärt später für apokryph), daß Beethoven selbst einst zu Czerny äußerte: „Immer spricht man von der Cis-moll-Sonate; ich habe doch wahrhaftig Besseres geschrieben. Da ist die Fis-dur-Sonate doch etwas anderes!" Oder wiegt Beethovens Urteil nicht hundertfach das aller Lenze und Marxe auf, die Kalischer als die „eingeweihtesten Kenner der Beethovenschen Werke" gegen die Fis-dur-Sonate anführt, insofern der eine sie als „fragmentarisches Werkchen" abtut, der andere sie nicht einmal der Erwähnung wert hält? Und gehörte Hans von Bülow nicht auch zu den in Beethoven Eingeweihten? Man lese doch, was er in seiner Ausgabe der Beethovenschen Pianofortewerke[1])

[1]) Stuttgart 1872.

über die Fis-dur-Sonate sagt. Oder man halte Lenz und Marx das „Entzücken" entgegen, das Rubinstein, laut den Mitteilungen von Adele Hippius: „Was Rubinstein in den Stunden sagte"[1]), über dieselbe kundgab, die neuerdings auch den Weg in den Konzertsaal fand.

Gelangt Thayer zu dem Resultat: „Es findet sich in all den Jahren 1800 bis 1815 kein anderer Sommer als 1806, in welchem der Brief in den ersten zehn Tagen des Juli geschrieben sein könnte, ohne daß mit dieser Annahme den Tatsachen und der Wahrscheinlichkeit Gewalt angetan würde", so entscheidet sich Kalischer aus „inneren Gründen" für 1801 oder 1802 und schließt seine Broschüre mit der Erklärung ab: „Giulietta Guicciardi bleibt die Unsterbliche Geliebte Beethovens, so lange nicht unabweisbare Dokumente dagegen zeugen."

Noch einmal erhob Thayer seine Stimme. Anknüpfend an einen Aufsatz meiner Feder, der in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 17. Dezember 1891 erschien und darin ich meine Zweifel an Berechtigung der Einwürfe Dr. Kalischers aussprach, schrieb er mir am 22. Januar 1892 aus Triest in englischer Sprache wesentlich folgendes[2]):

„Erst lange, lange Jahre, nachdem der Verdacht gegen den Guicciardi-Roman in mir aufgestiegen war, bot sich mir die Möglichkeit, zu beweisen, was mir inzwischen zur vollen Überzeugung geworden. Wie allgemein meine Meinung und meine Gründe aber adoptiert wurden, sobald ich sie zur Aussprache brachte, und wie wenige nur diese Überzeugung nicht teilten, das wissen Sie.

„Der Zustand meiner Augen verbietet mir, Ihnen einen angen Brief zu schreiben. Doch genügt eine kurze Hindeutung auf das Hauptsächliche. Daß Herr Kalischer die seltsame An-

[1]) Neue Musikzeitung. Stuttgart, 19. April 1906.

[2]) Von mir veröffentlicht: „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung". 30. Januar 1892.

sicht Ludwig Nohls annimmt, daß Beethoven in Therese Malfatti, ein Mädchen von vierzehn Jahren, verliebt gewesen sei, überrascht mich; nicht minder, daß er die Cis-moll-Sonate als ein an Giulia Guicciardi gerichtetes, musikalisches Liebesgedicht zu betrachten scheint. Es muß ihm doch sicherlich bekannt sein, daß Seumes kleine Dichtung ‚Die Beterin' der Gegenstand der Sonate war, oder richtiger, die Anregung zu derselben gegeben hat.

„Wollen Sie, bitte, hier ein wenig verweilen und bevor wir weiter gehen, den ersten Teil des ‚Liebesbriefs' durchlesen! Bemerken Sie wohl, daß er von einem Badeort aus geschrieben ward, der von Wien so weit entfernt lag, daß Beethoven in einem Wagen mit vier Pferden, Esterhazy mit deren acht dahin reiste! Und nun zu den wesentlichen Punkten.

„Wir wissen, daß Beethoven im Sommer 1801 in Hetzendorf wohnte — woselbst der Ex-Kurfürst Max Franz residierte und am 26. Juli dieses Jahres starb — und in dem nahen Schönbrunner Garten einen großen Teil seines ‚Christus am Ölberg' komponierte. Wir wissen, daß er am 29. Juni Dr. Wegeler äußerst genau über seine zunehmende Taubheit berichtete. Konnte er nun sieben Tage später von einem entfernten Badeort aus einen solchen Liebesbrief an eine junge, noch nicht siebenzehnjährige Gräfin schreiben? Im November schreibt er wieder an Wegeler: ‚Du willst wissen, wie es mir geht, was ich brauche?' und schildert sodann die Behandlungsweise seines Arztes. In keinem dieser Briefe findet sich auch nur die leiseste Andeutung darauf, daß ihn der Arzt in einen fernen Badeort schickte. Im Jahre 1802 hatte Beethoven seinen Sommeraufenthalt in Heiligenstadt. Der junge Ries kam oft da hinaus, um den Unterricht seines Lehrers zu empfangen. Weder von ihm noch von irgend einem andern besitzen wir jedoch den geringsten Hinweis auf eine Abwesenheit Beethovens im Verlaufe dieses Sommers. Schrieb Beethoven den Liebesbrief im Juli und das sogenannte Testament —

über die Fis-dur-Sonate sagt. Oder man halte Lenz und Marx das „Entzücken" entgegen, das Rubinstein, laut den Mitteilungen von Adele Hippius: „Was Rubinstein in den Stunden sagte"[1]), über dieselbe kundgab, die neuerdings auch den Weg in den Konzertsaal fand.

Gelangt Thayer zu dem Resultat: „Es findet sich in all den Jahren 1800 bis 1815 kein anderer Sommer als 1806, in welchem der Brief in den ersten zehn Tagen des Juli geschrieben sein könnte, ohne daß mit dieser Annahme den Tatsachen und der Wahrscheinlichkeit Gewalt angetan würde", so entscheidet sich Kalischer aus „inneren Gründen" für 1801 oder 1802 und schließt seine Broschüre mit der Erklärung ab: „Giulietta Guicciardi bleibt die Unsterbliche Geliebte Beethovens, so lange nicht unabweisbare Dokumente dagegen zeugen."

Noch einmal erhob Thayer seine Stimme. Anknüpfend an einen Aufsatz meiner Feder, der in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" am 17. Dezember 1891 erschien und darin ich meine Zweifel an Berechtigung der Einwürfe Dr. Kalischers aussprach, schrieb er mir am 22. Januar 1892 aus Triest in englischer Sprache wesentlich folgendes[2]):

„Erst lange, lange Jahre, nachdem der Verdacht gegen den Guicciardi-Roman in mir aufgestiegen war, bot sich mir die Möglichkeit, zu beweisen, was mir inzwischen zur vollen Überzeugung geworden. Wie allgemein meine Meinung und meine Gründe aber adoptiert wurden, sobald ich sie zur Aussprache brachte, und wie wenige nur diese Überzeugung nicht teilten, das wissen Sie.

„Der Zustand meiner Augen verbietet mir, Ihnen einen angen Brief zu schreiben. Doch genügt eine kurze Hindeutung auf das Hauptsächliche. Daß Herr Kalischer die seltsame An-

[1]) Neue Musikzeitung. Stuttgart, 19. April 1906.

[2]) Von mir veröffentlicht: „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung". 30. Januar 1892.

sicht Ludwig Nohls annimmt, daß Beethoven in Therese Malfatti, ein Mädchen von vierzehn Jahren, verliebt gewesen sei, überrascht mich; nicht minder, daß er die Cis-moll-Sonate als ein an Giulia Guicciardi gerichtetes, musikalisches Liebesgedicht zu betrachten scheint. Es muß ihm doch sicherlich bekannt sein, daß Seumes kleine Dichtung ‚Die Beterin' der Gegenstand der Sonate war, oder richtiger, die Anregung zu derselben gegeben hat.

„Wollen Sie, bitte, hier ein wenig verweilen und bevor wir weiter gehen, den ersten Teil des ‚Liebesbriefs' durchlesen! Bemerken Sie wohl, daß er von einem Badeort aus geschrieben ward, der von Wien so weit entfernt lag, daß Beethoven in einem Wagen mit vier Pferden, Esterhazy mit deren acht dahin reiste! Und nun zu den wesentlichen Punkten.

„Wir wissen, daß Beethoven im Sommer 1801 in Hetzendorf wohnte — woselbst der Ex-Kurfürst Max Franz residierte und am 26. Juli dieses Jahres starb — und in dem nahen Schönbrunner Garten einen großen Teil seines ‚Christus am Ölberg' komponierte. Wir wissen, daß er am 29. Juni Dr. Wegeler äußerst genau über seine zunehmende Taubheit berichtete. Konnte er nun sieben Tage später von einem entfernten Badeort aus einen solchen Liebesbrief an eine junge, noch nicht siebenzehnjährige Gräfin schreiben? Im November schreibt er wieder an Wegeler: ‚Du willst wissen, wie es mir geht, was ich brauche?' und schildert sodann die Behandlungsweise seines Arztes. In keinem dieser Briefe findet sich auch nur die leiseste Andeutung darauf, daß ihn der Arzt in einen fernen Badeort schickte. Im Jahre 1802 hatte Beethoven seinen Sommeraufenthalt in Heiligenstadt. Der junge Ries kam oft da hinaus, um den Unterricht seines Lehrers zu empfangen. Weder von ihm noch von irgend einem andern besitzen wir jedoch den geringsten Hinweis auf eine Abwesenheit Beethovens im Verlaufe dieses Sommers. Schrieb Beethoven den Liebesbrief im Juli und das sogenannte Testament —

jenes Dokument der Verzweiflung — im Oktober? Beachten Sie ferner die Daten! Im Liebesbrief schreibt er am 6. Juli aus dem Badeort: ‚Ich kam erst morgens 4 Uhr gestern hier an.‘ Sieben Tage später, am 13. Juli, ist er in Wien und schreibt an Breitkopf und Härtel!

„Im Testament lesen wir: ‚Dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte‘; aber keiner aller von Beethoven bekannt gewordenen Briefe, keins seiner Schriftstücke aus diesem Sommer enthält irgend welche Bezugnahme auf den entfernten Badeort.

„Alles, was wir von Beethoven betreffs der Sommer 1801 und 1802 wissen, spricht gegen die Reise nach jenem Badeort; was wir von dem Sommer 1806 wissen, spricht für dieselbe. An Herrn Kalischer ist es nun, den Beweis zu liefern. Kann er eine solche Reise in den Jahren 1801 oder 1802 nachweisen und tut er dies — so spräche ein Punkt zu seinen Gunsten.“

Nichtsdestoweniger stellen neuere Ergebnisse Thayers Annahme des Jahres 1806 und mit ihr auch die meine, die sich ihr angeschlossen hatte, als irrig heraus. Ein durch Dr. Kalischers „Kritische Ausgabe von Beethovens sämtlichen Briefen“[1]) erst bekannt gewordenes Schreiben des Meisters an Breitkopf und Härtel trägt die Bezeichnung: „Wien am 5ten Juli 1806“ an der Stirn. Demnach konnte Beethoven nicht in der ersten Frühe dieses Tages in einem ungarischen Badeorte angekommen sein. Dazu erhielt ich von anderer, später zu erwähnender Seite den Beweis, daß Gräfin Therese Brunsvik zur selben Zeit im fernen Siebenbürgen bei ihrer Schwester verweilte. Das Jahr 1806 ist somit als Ursprungsjahr des betreffenden Briefes ausgeschlossen.

Doch dies sind Daten, von denen Thayer, der leider noch vor Vollendung seines großen Werkes am 15. Juli 1897 in

[1]) Berlin, Schuster & Löffler, 1906 u. ff.

Trieſt aus dem Leben ging, nichts ahnen konnte. Beharrlich, wie er ſeinen Standpunkt in der Angelegenheit bis zuletzt wahrte, hielt auch Kaliſcher an dem ſeinen feſt. Nur daß er ſich in ſeiner Briefausgabe dafür entſchied, den Liebesbrief fraglos in das Jahr 1801 zu ſetzen. Hierbei gelangt er zu dem Schluß: „Der Verſuch A. W. Thayers im Bunde mit der Schriftſtellerin M. Tenger, die Gräfin Thereſe Brunsvik als Beethovens unſterbliche Geliebte hinzuſtellen, darf nunmehr als völlig mißglückt angeſehen werden."

Dieſe Behauptung iſt eine verfrühte.

Hingegen muß die neueſte, durch die „Neue Freie Preſſe" am 23. Auguſt 1908 bekannt gegebene Hypotheſe Dr. W. Thomas-Sangallis, die Amalie Sebald — der Beethovens letzte Schwärmerei galt — als unſterbliche Geliebte proklamiert, als verſpätet angeſehen werden. Von ihr ſei weiter unten die Rede.

Inzwiſchen hatte mich eine eigene Fügung dem perſönlichen Weſen der Gräfin Thereſe Brunsvik näher gebracht. Aus dem Nachlaß des in Dresden 1882 in hohem Alter verſtorbenen Legationsrat Franz von Schober waren mir eine Anzahl Briefe zur Verfügung geſtellt worden. Als hilfreicher Freund Franz Schuberts, der den jungen Genius aus der drückenden Enge des ihm aufgedrungenen Volksſchullehrerberufs befreite und ihm ein Heim darbot, wird ſein Name vorausſichtlich länger leben, denn als Dichter und Schriftſteller. Deſſenungeachtet dichtete er für Schubert gleich manchem Lied auch den Text zu ſeiner Oper „Alfonſo und Eſtrella", die der ihm als Schubert-Begeiſterter befreundete Liszt 1854 zuerſt auf die Bühne, ſeine Weimarer Bühne, brachte. Ein Aufſatz, den ich zum fünfzigjährigen Todestag des großen Wiener Tonlyrikers veröffentlichte, gewann mir mit der Bekanntſchaft die Gunſt des alten Herrn. Nach ſeinem Tode empfing ich die erwähnten Briefe. Unter ihnen fiel mir ein Häuflein in die Hand, deren Mehr-

zahl die einfache Unterschrift „Brunsvik" trug. Ein rascher Einblick gab mir die Gewißheit, daß ich die Schriftzüge der Gräfin Thereſe Brunsvik vor mir hatte. Mit Thayer ſah ich in ihr Beethovens „unſterbliche Geliebte". Von Stund an ging mein Trachten dahin, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, das Rätſel wenn möglich endgültig zu löſen.

Zunächſt galt es, mich bei Gräfin Marie Brunsvik, der Nichte von Gräfin Thereſe, zu befragen. Sie, gleich ihrer Tante Ehrenſtiftsdame von Brünn, und ihr Bruder Géza waren die einzigen Kinder von Beethovens ſehr muſikaliſchem Freund Franz, der in Sidonie geb. von Juſtth eine ausgezeichnete Klavier- und ſpeziell Beethovenſpielerin zur Lebensgefährtin hatte. Wilhelm Ruſt, der berühmte Bachforſcher, der in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Muſiklehrer bei Baron Lonyay in Ungarn lebte, ſchildert in einem ungedruckten Brief an ſeinen Vater vom Mai 1847 die anregenden Muſikabende im gräflichen Hauſe. Joſef Joachim empfing daſelbſt ſeine erſten hohen Kunſteindrücke. Auch Liszt ging in der durch Beethoven geweihten Stätte ein und aus. Seinem Schüler Hans von Bülow, der auf ſeiner erſten öſterreichiſchen Kunſtreiſe nach Peſt kam, empfahl er im Mai 1853, den Beſuch bei der mittlerweile verwitweten Gräfin Sidonie nicht zu verſäumen und ihn auf das angelegentlichſte bei ihr in Erinnerung zu bringen.

Demnach entſtammte Gräfin Marie gut muſikaliſchem Geblüt. Doch wurde mir geſagt, ſie verhalte ſich ablehnend in der ihre Tante betreffenden romantiſchen Angelegenheit. Gleichwohl bahnte einer ihrer Freunde, Prinz Auguſt Windiſch-Grätz in Wien, mir den Weg zu ihr, wenn auch nicht, ohne mich bezüglich der zu erwartenden Auskunft auf eine Enttäuſchung vorzubereiten — denn Gräfin Thereſe ſei wohl ſehr geiſtreich, aber phyſiſch nicht zum Ideal geſchaffen, weil verwachſen geweſen.

Obwohl krank, gab Gräfin Marie mir auf meine Fragen über ihre Tante (am 27. November 1898) bereitwilligſt Ant-

wort, und wir wechselten in der Folge mehrere Briefe. Das Wesentliche ihrer Aussagen faßt sich wortgetreu darin zusammen: „Beethoven war allerdings ein sehr intimer Freund meines Vaters, aber wir in der Familie haben nicht die leiseste Spur von dem erwähnten Roman und wissen trotz vielfacher Anfragen und Nachforschungen gar nichts darüber. Beethoven hatte eine große Schwärmerei für eine Cousine meines Vaters, Gräfin Guicciardi, nachmals Gräfin Gallenberg, und dedizierte ihr auch die sogenannte Mondschein-Sonate; aber diese Schwärmerei war immer einseitig und blieb unerwidert, wenigstens insofern wir etwas darüber erfahren haben. Drei bis vier Briefe an meinen Vater sind noch im Besitz meiner Familie; sobald mein Bruder hereinkommt, werde ich mir dieselben ausbitten und sie Ihnen mit Vergnügen zusenden. Indessen nur die Versicherung, daß ich Ihnen gern nähere Daten gegeben hätte, daß uns aber gar nichts darüber bekannt ist und wir natürlich glauben müssen, daß das Ganze die Erfindung einer kranken Phantasie ist."

Im Mai des darauffolgenden Jahres sandte mir die Gräfin im Auftrag ihres Bruders die vier ihm zugehörigen und von ihm „sehr hochgehaltenen" Briefe im Original zu. Sie finden sich mit geringen Abweichungen in Nohls „Neue Briefe Beethovens" (1867), wie in Kalischers Briefsammlung abgedruckt. Drei derselben hat auch Thayer in seine Beethoven-Biographie aufgenommen. Doch gebe ich sie hier originalgetreu wieder, als das Bild der Beziehungen Beethovens zu den Brunsviks vervollständigend.

Am 11ten May 1806.[1]) Wien an einem Maytage.

Lieber, lieber B.! ich sage dir nur, daß ich mit Clementi recht gut zu recht gekommen bin — 200 Pf. Sterling erhalte

[1]) Thayer setzt den Brief nach 1807 und nimmt somit einen bei Beethoven mehrfach vorkommenden Irrtum in der Datierung an, da der

ich — und noch oben drein kann ich dieſelben Werke in Deutſchland und Frankreich verkaufen — er hat mir noch oben drein andre Beſtellungen gemacht — ſo daß ich dadurch hoffen kann, die würde eines wahren Künſtlers noch in frühern Jahren zu erhalten — ich brauche lieber B. die quartetten,[1]) ich habe ſchon deine Schweſter deswegen gebeten, dir deshalb zu ſchreiben. Es dauert zu lang, bis ſie aus meiner Partitur kopirt — eile daher und ſchicke ſie mir nur gerade mit der Briefpoſt — du erhältſt ſie in höchſtens 4 oder 5 Tägen zurück — ich bitte dich dringend darum, weil ich ſonſt ſehr viel dadurch verliehren kann — wenn du machen kannſt, daß mich die Ungarn kommen laſſen, um ein Paar Konzerte zu geben, ſo thue es — für 200 # in Gold könnt ihr mich haben — ich bringe meine Oper alsdann auch mit — mit dem Fürſtlichen Theater-geſindel werde ich nicht zurechtkommen[2]) — ſo oft wir (mehrere) (amici) deinen Wein Trinken, betrinken wir dich d. h. wir trinken deine Geſundheit — — —

leb wohl eile — eile — eile mir die quartetten zu ſchicken — ſonſt kannſt du mich dadurch in die gröſte Verlegenheit bringen — Schuppanzigh[3]) hat geheirathet — man ſagt mit einer ihm ſehr ähnlichen — welche Familie? ? ? ? — Küſſe deine Schweſter Thereſe, ſage ihr, ich fürchte, ich werde groß, ohne daß ein Denkmal von ihr dazu beiträgt, werden müßen — ſchicke Morgen gleich die quartetten — quar-tetten-t-e-t-t-e-n.

Dein Freund

Beethoven.

---

erwähnte Vertrag mit dem Klaviervirtuoſen und Komponiſten Clementi, der eine Muſikalienhandlung in London eröffnet hatte, am 20. April 1807 abgeſchloſſen wurde.

1) Die drei Raſoumowskyſchen, op. 59.

2) Die Fürſten Lobkowitz, Schwarzenberg und Eſterhazy, Graf Palffy und andere übernahmen die Leitung der kaiſerlichen Theater.

3) 1776—1830; erſter Violiniſt des Streichquartetts, das zuerſt Beethovens Quartette öffentlich vortrug.

Lieber Freund Frühling [1809].

erzen ge=
1 das T.
t[einer?]
erinnere
d Trio[1])
halte die
uartett[3])
ung war
erhalten
ß ich dir
ch nichts
ge Krieg
ne Sache
ntschluß,
se Sache
isch wie
t wachs
nicht zu
gen des
vielleicht
ividuum
rt edlere
nacht die
mir, ich

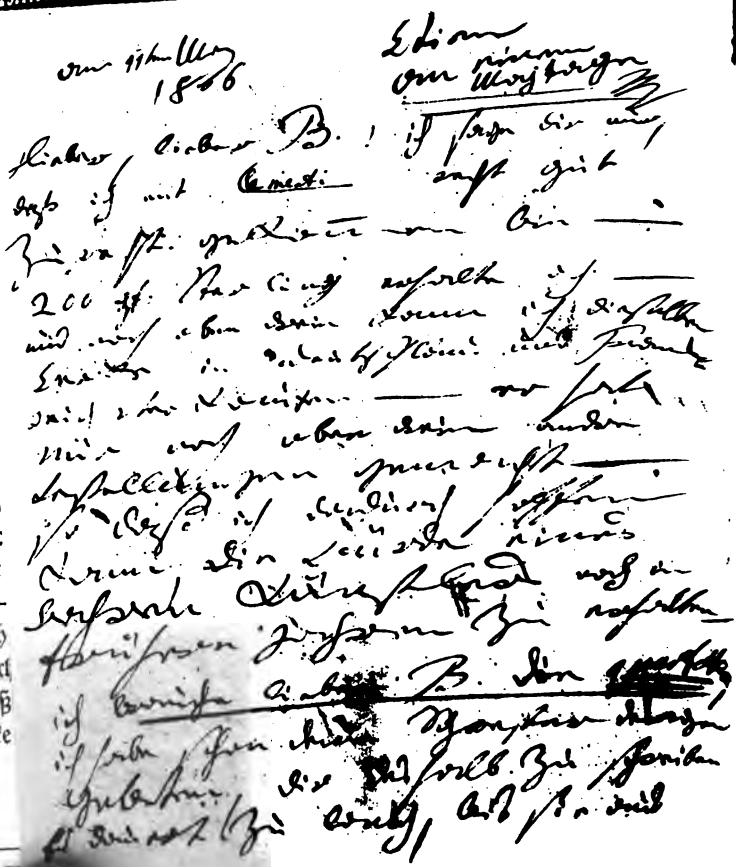
op. 70.
ner

guter Klavierspieler und großer Musikfreund.

3) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

4) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven
reichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürste
und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

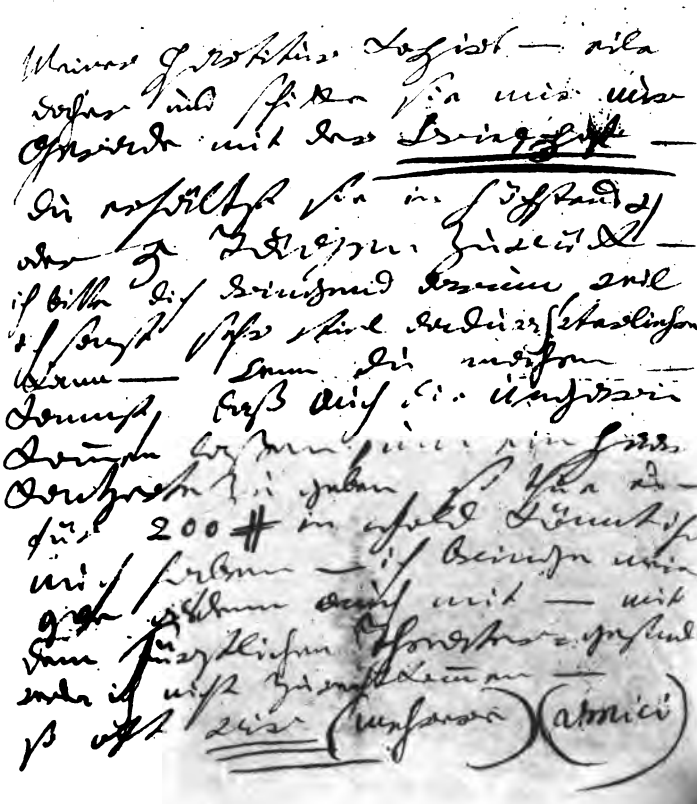
ich — und noch oben drein kann ich dieselben Werke in Deutsch-
land und Frankreich verkaufen — er hat mir noch oben drein
andre B
die würi
erhalten
habe sch
schreiben.
kopirt —
Briefp
zurück —
viel dadu
mich die
geben, s
haben —
dem Fürs
— so o
trinken n
leb n
— sonst
bringen -
einer ih
deine Sc
ohne daß
— schicke



erwähnte
eine M
abgesch

umowskyschen, op. 59.
Lobkowitz, Schwarzenberg und Esterhazy, Graf Palffy
men die Leitung der kaiserlichen Theater.
0; erster Violinist des Streichquartetts, das zuerst
tette öffentlich vortrug.

Lieber Freund Frühling [1809].



[illegible]

[illegible] 200 # [illegible]

[illegible] (mehrere) (amici)

[illegible]erzen ge=
[illegible]u das T.
[illegible]t[einer?]
[illegible] erinnere
[illegible]d Trio[1])
[illegible]halte die
[illegible]uartett[3])
[illegible]ung war
[illegible] erhalten
[illegible]ß ich dir
[illegible]ch nichts
[illegible]ge Krieg
[illegible]ne Sache
[illegible]ntschluß,
[illegible]se Sache
[illegible]isch wie
[illegible]t wachs
[illegible] nicht zu
[illegible]gen des
[illegible] vielleicht
[illegible]ividuum
[illegible]rt edlere
[illegible]acht die
[illegible] mir, ich

[illegible]io, op. 70.
[illegible]iner

[illegible] des Judex curiae Josef und Cousine des Grafen [illegible] guter Klavierspieler und großer Musikfreund.

[3]) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

[4]) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven [illegible] reichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürsten [illegible] und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

ich — und noch oben drein kann ich dieselben Werke in Deutsch-
land und [redacted]
andre B
die würi
erhalten
habe sch
schreiben,
kopirt —
Briefpo
zurück —
viel dabu
mich die
geben, s
haben —
dem Fürs
— so o
trinken n
leb n
— sonst
bringen -
einer ih
deine Sc
ohne daß
— schicke

erwähnte
eine M
abge

Rasoumowskyschen, op. 59.
n Lobkowitz, Schwarzenberg und Esterhazy, Graf Palffy
nahmen die Leitung der kaiserlichen Theater.
830; erster Violinist des Streichquartetts, das zuerst
uartette öffentlich vortrug.

Lieber Freund Bruder! — Frühling [1809].

Eher hätte ich dir schreiben sollen, in meinem Herzen geschahs 1000mal — weit früher und eher hättest du das T. und die S. erhalten müßen, ich begreife nicht, wie St[einer?] dir diese solange vorenthalten hat — so viel ich mich erinnere habe ich dir ja gesagt, daß ich dir beides Sonate und Trio[1]) schicken werde, mache es nach deinem Belieben, behalte die Sonate oder schicke sie Forray,[2]) wie du willst; das quartett[3]) war dir ja so früher zugedacht, bloß meine Unordnung war schuld daran, daß du es eben erst bey diesem Ereigniß erhalten — und wenn von Unordnung die rede ist, so muß ich dir leider sagen, daß sie noch überall mich heimsucht; noch nichts entschiedenes in meinen Sachen, der Unglückseelige Krieg dürfte das endliche Ende noch verzögern, oder meine Sache noch verschlimmern — bald faße ich dieserwegen Entschluß, leider muß ich doch nahe herum bleiben, bis diese Sache entschieden ist; — o unseeliges Dekret[4]), verführerisch wie eine Sirene, wofür ich mir hätte die Ohren mit wachs verstopfen sollen laßen und mich festbinden, um nicht zu unterschreiben, wie Ulisses — wälzen sich die wogen des Krieges näher hieher, so komme ich nach Ungarn; vielleicht auch so, habe ich doch für nichts als mein elendes Individuum zu sorgen, so werde ich mich wohl durchschlagen; fort edlere höhere Plane — Unendlich unser streben, endlich macht die Gemeinheit alles! — leb wohl theurer Bruder, sey es mir, ich

[1]) Wohl die Violoncello-Sonate, op. 69 und das D-dur-Trio, op. 70.

[2]) Andreas, Frh. von F., Gatte der Gräfin Julia Brunsvik, einer Tochter des Judex curiae Josef und Cousine des Grafen Franz, war ein guter Klavierspieler und großer Musikfreund.

[3]) Vermutlich das Es-dur-Quartett, op. 74.

[4]) Das Dekret vom 1. März 1809 fesselte Beethoven an die österreichischen Lande, wofür ihm Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky einen Jahresgehalt von 4000 Gulden zusicherten.

habe keinen den ich so nennen könnte, schaffe so viel gutes um dich herum, als die böse Zeit dir's zuläßt — fürs künftige machst du folgende überschrift über den Umschlag der Briefe an mich „An H. B. v. Pasqualati." Der Lumpenkerl Oliva[1]) (jedoch kein edler L—k—l) kommt nach Ungarn, gib dich nicht viel mit ihm ab, ich bin froh daß dieses Verhältniß welches bloß die Noth herbeyführte, hierdurch gänzlich abgeschnitten wird. — mündlich mehr — ich bin bald in Baden — bald hier — in Baden im Sauerhof zu erfragen — lebe wohl laß mich bald etwas von dir hören — dein Freund

Beethoven.

Wien am 18ten Juni [1811] —

Tausend Dank Freundchen für deinen Nektar — und wie soll ich dir genug dafür danken, daß du mit mir die reise machen willst? Es wird sich schon in meinem Tönenden Herzen für dich finden — da ich nicht wünschte, daß dir irgendetwas nicht ganz nach deinem Sinne wäre, so muß ich dir sagen, daß ich auf Verordnung meines Arztes volle 2 Monathe in T[eplitz] zubringen muß, bis halben August könnte ich also nicht mit dir gehen, du müßtest dann die reise allein oder was du auch leicht finden wirst, wenn's dir gefällt mit jemand andern machen — ich erwarte hierüber deinen Freundschaftlichen Beschluß, glaubst du, daß dir das allein Zurückreisen nicht anstehe, so handle ganz nach deiner Gemächlichkeit, ich will nicht, so sehr lieb du mir auch bist, und so sehr viel angenehmes auch aus dem Zusammensein mit dir für mich entspringt, daß dir daraus unangenehmes entstehe — da du ohnedem wenn du auch mit gehest, doch den halben agust zurück must, so werde ich meinen Bedienten mitnehmen, der wirklich ein sehr ordentlicher braver Kerl ist — da es aber seyn könnte, daß wir nicht in einem Hause zusammen seyn

[1]) Beethovens Faktotum, bis Schindler ihn ablöste.

könnten, so wirst du wohl thun, den deinigen mitzunehmen, wenn du ihn brauchst, ich für meine Person, wenn ich nicht ein so unbehülflicher Sohn des Apollo wäre, mögte auf reisen gar keinen mit nehmen — ich bitte dich nur zu machen, daß du spätestens den ersten, zweiten Juli hier bist, weil sonst zu spät für mich wird, und der Arzt jetzt schon grollt, daß ich es solange anstehen laße, obschon er es selbst findet, daß die Gesellschaft eines so guten lieben Freundes auf mich wohl wirken würde — hast du einen Wagen — jetzt schreib mir aber blitzschnell die Antwort, weil ich sobald ich weiß, ob du noch mitgehn willst, um wohnungen für unß schreibe, indem es sich dort sehr füllen soll — leb wohl mein guter lieber Freund, schreibe ja gleich Antwort, und liebe

deinen wahren Freund

Beethoven.

Meine Wohnung im Pascolatischen Hause auf der Mölkerbastey 1239 im 2ten Stock.

Wien am 13ten Februar 1814.

Lieber Freund und Bruder!

Du hast mir kürzlich geschrieben, ich schreibe dir jetzt wieder — du freust dich wohl über alle Siege — auch über den meinen — den 27ten dieses Monaths gebe ich eine 2te Academie im großen Redoutensaale — Komm herauf — du weist's jetzt — so rette ich mich nach und nach aus meinem Elend, denn von meinen Gehalten habe ich noch keinen [Gulden] erhalten — Schuppan[zigh — — — hat[1])] dem Michalcovics[2]) geschrieben, ob's wohl der Mühe werth wäre nach Ofen zu kommen, was glaubst du? Freilich müste so was im Theater vor sich gehn — meine Oper wird auch auf die Bühne ge-

1) Die Stelle ist herausgeschnitten, ebenso die Unterschrift.

2) Johann v. M., Statthaltereiagent in Ofen, tüchtiger Violoncellist.

bracht, doch mache ich Vieles Neu — ich hoffe du lebst zufrieden, das ist wohl nicht wenig; was mich angeht, ja du lieber Himmel, mein Beruf[1]) ist in der Luft, wie der Wind oft, so wirbeln die Töne, so oft wirbelts auch in der Seele — ich umarme dich.

Außen: A Monsieur le Comte
François Brunsvik
à Bude
(en Hongrie)

Später schrieb mir Gräfin Marie noch in bezug darauf, daß Thayer vom Vorhandensein einer Menge Briefe der Gräfin Guicciardi an Gräfin Therese Brunsvik gehört habe: „Von der Korrespondenz zwischen den zwei Cousinen weiß ich gar nichts und hat sie ganz gewiß nicht in unserer Familie existiert."

Vielleicht aber bei den Gallenbergs? fragte ich mich.

Giuliettas Sohn, der in Wien lebende letzte Graf Gallenberg, war 1893 gestorben, nachdem er noch zwei Jahre zuvor, sich auf Mitteilungen seiner Mutter berufend, bestimmt verneint hatte, daß zwischen ihr und Beethoven jemals von Heiratsplänen oder von gegenseitiger Liebe die Rede gewesen sei. Bei zwei ihrer Enkelinnen vermochte ich nur Karges zu erkunden. „Beethoven wollte Großmama heiraten, aber sie liebte Gallenberg", hieß es bei Gräfin Bertha Kuenburg, geb. Gräfin Stolberg-Stolberg in Salzburg. Bei Baronin Heß-Diller, geb. Gräfin Gallenberg in Baden vernahm ich: „Unter unsern Familienpapieren befindet sich rein gar nichts, was darauf Bezug hätte — keine Briefe, kein Tagebuch! Die Vorurteile der damaligen Zeit, der geradezu unglaubliche Standpunkt, den man besonders in unseren Kreisen Künstlern gegenüber einnahm, selbst Künstlern von der Bedeutung eines Beethoven, mag wohl schuld gewesen sein, daß man der

[1]) Oder „Reich"?

Beethoven vor dem Fenſter der Gräfin Guicciardi,
von ihr ſelbſt gezeichnet.

Sache kein weiteres Interesse entgegenbrachte. Alles, was durch mündliche Überlieferung auf mich gekommen ist, erschöpft sich darin, daß Beethoven im Hause meiner Urgroßeltern nur als Musiklehrer verkehrt hat."

Zweierlei aber trug ich dennoch als Gewinn davon: eine Zeichnung von der Hand der Gräfin Giulietta, die, laut Versicherung ihrer Enkelin, Beethoven vor ihrem Fenster schwärmend darstellt, indes sie ihn hinter dem Rouleau belauscht, ward mir von Frau Gräfin Kuenburg mit der Erlaubnis freundlich anvertraut, eine Nachbildung derselben meiner Veröffentlichung beizugeben. Ein Beethoven mit Schnurrbärtchen und Mouche entspricht freilich der Tradition nicht. Doch zeigen ihn auch Bilder mit Backenbart, wie gerade die aus Brunsvikschem Besitz stammenden, deren Wiedergabe in dieser Schrift mir die Güte ihrer jetzigen Eigentümerin, Frau Marchesa Serafina Capponi in Florenz, ermöglichte.

Sodann wurde mir durch die Enkelinnen Giuliettas, als diejenige, die mir am ehesten Auskunft zu erteilen vermöge, eine alte vertraute Freundin der Gallenbergs genannt, die, im selben Hause mit ihnen und Gräfin Marie Brunsvik wohnend, „seit vielen Jahren, sozusagen ihr ganzes Leben lang mit ihnen verkehrte und sich gründlich für alles interessierte".

Bei ihr, Fräulein Lotti, oder eigentlich Karoline Languider, klopfte ich an. Ich erhielt am 28. November 1900 den Bescheid: „Ich glaube, daß die Schwärmerei für Gräfin Julie Gallenberg-Guicciardi — wenn sie auch eine warme, bewundernde gewesen ist, denn sie war eine sehr schöne, elegante Weltdame — doch nicht in dem Grad das Herz Beethovens erfaßt hat wie die spätere Liebe zu Gräfin Therese Brunsvik, die auch zur Verlobung führte. Das war entschieden seine tiefste Liebe, und daß es nicht zur Heirat gekommen ist, soll nur in der — wie soll ich sagen? — echten Künstlernatur Beethovens, der trotz der großen Liebe sich nicht dazu entschließen konnte, den Grund gehabt haben. Gräfin Therese

soll es aber schmerzlich empfunden haben. Da ich meine erste Jugend mit meinen Eltern in Preßburg gelebt habe, so hörte ich, freilich mit halben Kinderohren, in den zwanziger Jahren — es ist lange her! — oft darüber sprechen, weiß mich auch zu erinnern, daß Gräfin Therese eine höchst beliebte Persönlichkeit war und meine Mutter sich immer sehr freute, wenn sie nach Preßburg kam, was jährlich der Fall war."

Nachdem ich ihr meine in den „Musikalischen Studienköpfen" enthaltene Beethoven-Skizze, sowie meinen Aufsatz über die „Unsterbliche Geliebte" in der „Leipziger Zeitung" und einen Abdruck von Lampis Porträt der Gräfin Brunsvik gesandt, schrieb sie mir am 24. Januar 1901: „Nach allem pro und contra bleibe ich bei der unabänderlichen Meinung, daß Gräfin Therese die unsterbliche Geliebte und Verlobte des großen Meisters war, wovon ich in meiner Kindheit unzählige Male sprechen hörte, und daß das Bild das ihrige ist, wofür auch die beiden Buchstaben sprechen. Gräfin Marie findet es nicht ähnlich, doch traue ich ihrer Erinnerung nicht."

Schon mir gegenüber hatte Gräfin Marie Brunsvik geäußert, daß sie Lampis Porträt im Bonner Beethovenhaus nicht für das ihrer Tante halte. Bei einem Altersunterschied von 57 Jahren konnte sie freilich die Ähnlichkeit von deren Jugendbildnis unmöglich beurteilen. Mir lag daran, noch andere Stimmen zu hören. Ich erinnerte mich, daß mein Freund, Eduard Rappoldi, der 1903 verstorbene Dresdener Hofkonzertmeister und Violinkünstler von Ruf, mir früher einmal erzählt hatte, daß er die Gräfinnen Gallenberg und Brunsvik gekannt habe. Ihm schickte ich das Bild. Seiner Erwiderung vom 12. März 1902 entnehme ich:

„Zwischen dem mir gesandten Bildnis und der Gräfin Brunsvik, wie ich selbe wohl vierzig Jahre später in Wien bei Gräfin Bánffy kennen lernte, finde ich, etwa die Form der Nase ausgenommen, keinerlei Ähnlichkeit. Ich kann mich lebhaft der Gräfin entsinnen: sie hatte damals geistvolle, spitze,

markante Gesichtszüge, so wie man sich etwa die alten Marquisen zur Zeit Louis XV. vorstellt (Voltaireanisch-spöttisch). Dabei war sie klein und gekrümmt."

In einem andern Schreiben schildert er mir die interessante Begegnung ausführlicher:

„Es war etwa im Jahre 1850 oder 1851 in Wien. Ich wurde auf Kosten der Gräfin Bánffy, einer kunstsinnigen Dame, in Musik, namentlich im Klavier bei Prof. Mittag [dem Lehrer Thalbergs] ausgebildet und war alle Tage zu Tische bei obiger Dame, die, nebenbei gesagt, auch den seinerzeit berühmten Klavierspieler Filtsch, von dem Liszt sagte: ‚wenn der anfängt, können wir andern die Bude zuschließen', auf ihre Kosten unterrichten ließ.

„Nach Tische wurde von mir immer in Gegenwart meiner Protektorin und andrer Hinzukommender am Klavier vorgespielt. Unter diesen ‚andern' befanden sich auch die Gräfin Gallenberg, geb. Guicciardi, und Comtesse Therese Brunsvik. Ich war ein leidenschaftlicher Bewunderer Beethovens. Meine Bewunderung ging so weit, daß ich meine Spaziergänge immer nach den Stätten richtete, wo Beethoven gewohnt, ich immer mit sehnsüchtigen Blicken von den Basteimauern Wiens nach den Gebirgsgegenden auslugte, wo Beethoven den Sommer zugebracht hatte, etc.

„Sie können sich denken, wie mir zu Mute ward, als ich der Gräfin Gallenberg, der damals als der Empfängerin der Mondschein-Sonate mein Hauptinteresse galt, vorgestellt wurde. Es war eine Frau Ende der Sechzig, der man die einstige Schönheit noch sehr gut ansah, ihre Gestalt war imponierend. Nichtsdestoweniger wollte mir deren Diskurs im Wiener Dialekt nicht besonders bedeutend dünken, namentlich nicht im Vergleich zu dem, was Gräfin Brunsvik sprach. Trotzdem daß diese damals dem Beethovenenthusiasten nicht als diejenige erschien, als welche sie Thayer hingestellt, im Gegenteil Julia Guicciardi als Anfang und Ende von Beethovens Herzensneigungen galt,

war erstere mir viel interessanter erschienen. Möglich, daß dazu auch deren hochdeutscher Dialekt, der mir, dem Wiener, imponierte, beitrug. Beide Damen waren sehr befreundet und auf dem Dufuße. Gegen mich waren beide sehr freundlich. Ich spielte die Cis-moll-Sonate vor, Mendelssohnsche Lieder usw. Einzelne Äußerungen der beiden Gräfinnen sind mir nicht mehr erinnerlich, bloß daß einmal Gräfin Brunsvik bemerkte, das von mir vorgetragene Mendelssohnsche Gondellied habe viel Ähnlichkeit mit dem zweiten Finale aus Webers ‚Oberon' (die Szene, wo der schlafende Ritter von Meermädchen gerudert wird). Bemerken muß ich noch, daß Gräfin Brunsvik viel älter aussah als die Gallenberg." — — —

Stand ich nun am Ende meiner sich über Jahre erstreckenden Rundfragen? Im Verlaufe derselben war, bald nachdem er mir seine Beethovenbriefe mitgeteilt hatte, am 20. Juli 1899 der letzte Brunsvik, Graf Géza, drei Jahre später (im Frühjahr 1902) auch seine Schwester Marie von hinnen gegangen. Das edle Geschlecht war erloschen. Zuvor schon hatten die Schlösser Korompa und Martonvásár den Besitzer gewechselt. Das von den Vorfahren errichtete, mit Freskogemälden und Bildern vorzüglicher Meister reich ausgeschmückte Kastell, dessen Namen die Familie führte, fand in Graf Rudolf Chotek, dessen Mutter eine Gräfin Brunsvik jüngerer Linie war, seinen gegenwärtigen Herrn. In Martonvásár siedelte sich der Großindustrielle Dreher an. Die vom Grafen Franz vererbten Kunstsammlungen gelangten im November 1902 in Wien zur Versteigerung. Von den Beethoven-Reliquien aber trennte sich die Witwe des Grafen Géza nicht. Sie begleiteten sie nach Florenz, wo sie als Marchesa Capponi eine zweite Ehe schloß. „Gewiß ist", laut ihrem Zeugnis, „daß zwischen Beethoven und Therese Brunsvik seelische Beziehungen bestanden. In der edlen Kunst, wie ich mir denke, haben sich ihre Seelen und Geister begegnet und verbunden."

Beethoven

Ölbildnis aus Brunsvikſchem Beſitz.

Doch nach Positivem verlangte mich, nicht Vermutungen konnten mir genügen.

Ein Versuch, Lotti Languider im Januar 1907 noch einmal zum Reden zu bringen, schlug fehl. Der Geist der Neunzigjährigen war schlafen gegangen und nicht mehr zu erwecken für dieses Leben. Aber eine Spur hatte sie mir vor Jahren schon gewiesen. Ihr sogleich nachzugehen hatten mich meine Liszt-Arbeiten verhindert. Jetzt kam ich auf sie zurück. An Preßburg hafteten Fräulein Languiders Erinnerungen. Sollten sich dort vielleicht Traditionen über die „unsterbliche Geliebte" erhalten haben, ähnlich wie in Pest, wo der Komponist Robert Volkmann, wie uns durch Thayer bekannt geworden, einst sagen hörte, Gräfin Therese Brunsvik sei die einstige Geliebte und wenn er (Thayer) nicht irre, „die erhoffte Braut" Beethovens gewesen?

Diesmal leitete mich ein glücklicher Stern. In dem gelehrten und kunstgebildeten Preßburger Stadtarchivar Johann Batka, mit dem sich, als einem begeisterten Freund und Verehrer Liszts, meine Wege schon früher berührt hatten, fand ich einen ebenso kundigen als gütig bereitwilligen Helfer. Von ihm erfuhr ich ohne Umschweif, daß mein Instinkt mich nicht getäuscht hatte, daß Therese Brunsvik tatsächlich die „unsterbliche Geliebte", die heimlich Verlobte Beethovens war. So bezeugte ein Verwandter von ihr, in dessen Besitz — wie sich eben erst herausstellte — sich das Tagebuch Thereses befand, das Eingehendes über Beethoven enthalten soll[1]). Es ist zur Veröffentlichung durch die Tochter des Besitzers bestimmt; doch soll niemandem zuvor Einblick darein gewährt werden.

[1]) Ich vermute darin eine Doublette des mir durch die gräflich Deymsche Familie zur Veröffentlichung übergebenen „Tagebuchs"; wiewohl ich nach Äußerungen des unlängst verstorbenen Besitzers jenes ersten geglaubt hatte, intimere Mitteilungen und Aufklärungen über die Beziehungen der Gräfin Brunsvik zu Beethoven in ihm erwarten zu sollen.

Laut Mitteilungen desſelben Zeugen, mit denen eine ungariſche Quelle (Samuel Borovszky „Die Komitate und Städte Ungarns“ [1]) übereinſtimmt, war Beethoven wiederholt und zwar für längere Zeit der Gaſt der Familie Brunsvik auf deren Stammſchloß und Sommerſitz Korompa. Er war es, wenn ſchon im Sommer 1806, ſo aller Wahrſcheinlichkeit nach auch im Juli 1807. Damit findet das myſteriöſe, bisher unerklärt gebliebene K. im Briefe vom 6. Juli an die unſterbliche Geliebte — wie Batkas Scharfſinn erkannte — ſeine natürliche Deutung. „Montags — Donnerstags — die einzigen Tage, wo die Poſt nach K. geht“, heißt es im Brief. Und zuvor: „Welch ſchrecklicher Weg; auf der letzten Station warnte man mich, bei Nacht zu fahren — machte mich einen Wald fürchten, aber das reizte mich nur, und ich hatte Unrecht; der Wagen mußte bei dem ſchrecklichen Wege brechen, grundlos, bloßer Landweg.“ Beethoven kam von der Geliebten. Die Fahrt von dem zum Preßburger Komitat gehörenden Korompa nach einem im quellenreichen Waagtal des benachbarten Trencſiner Komitats gelegenen Badeort — vermutlich Pyſtián, das ſchon im achtzehnten Jahrhundert als heilſam für Ohrenleiden galt — hatte ihn über das Gebirge geführt. „Ein zu jener Zeit und bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein ſicherheitspolizeilich wenig empfehlenswerter Weg“, auf den, nach Batka, Beethovens Beſchreibung gleicherweiſe zutrifft, wie ſein Ausruf im Briefe: „ſo nah, ſo weit!“ inſofern die Entfernung zwiſchen den Trencſiner Bädern und Korompa an ſich eine geringe, doch zufolge der damaligen Straßen- und Verkehrsverhältniſſe eine weite war.

So entwirrten ſich die Fäden des Schleiers, der undurchdringlich über das Allerheiligſte des Liebeslebens Beethovens gebreitet ſchien. Enthüllt iſt endlich das Geheimnis, das ein Jahrhundert lang über der „unſterblichen Geliebten“ ſchwebte.

[1]) Budapeſt, Literariſche Geſellſchaft Apollo, nach 1901 erſchienen.

Thayer, dessen Feinblick und Kombinationsgabe wir bewundern dürfen, hat recht behalten: Thereſe Brunsvik hieß ſie, die das große, heiß empfindende Herz des Größten beſaß, der je in Tönen gedichtet.

Endlich, nach Aufhellung des Geheimniſſes durch vorſtehenden Aufſatz im Januarheft (1908) der „Neuen Rundſchau", öffneten auch die nächſten Verwandten der Gräfin ihre lang verſchloſſenen Lippen. Durch ihre Urgroßnichten, Frau Stiftsdame Iſabella Gräfin Deym und deren Schweſter, Frau Dr. Ilka Melichar in Prag, empfing ich die überaus wichtige Beſtätigung, daß Gräfin Thereſe Brunsvik tatſächlich die „unſterbliche Geliebte" Beethovens war.

Bei Gräfin Marie Brunsvik hatte ich an die unrechte Tür gepocht. Der ihr einſt ſo nahe ſtehende Bruder Franz hatte ſich Gräfin Thereſe, wie aus ihren Memoiren hervorgeht, ſeit ſeiner Verheiratung mehr und mehr entfremdet. Was wußten deſſen Kinder von der ſtillen Tragödie, die ſich einſt in der Jugend ihrer Tante abgeſpielt hatte? Blieb ſie doch auch den Angehörigen ihrer jüngſten Schweſter, Gräfin Teleki, unbekannt. Ihrer Lieblingsſchweſter und Vertrauten, Gräfin Joſefine Deym, mit der und deren Kindern ſie dauernd das engſte Verhältnis verband, aber konnte ſie nicht verborgen bleiben. Durch dieſe vererbte ſich die Tradition auf unſere Tage.

Dem Zeugnis der Familie gegenüber wird jede weitere Hypotheſe, ob ſie Guicciardi oder Sebald heiße, hinfällig. Die letztgenannte findet ohnehin in dem Liebesbrief ſelber ihre natürliche Widerlegung. Er iſt keine Dichtung. Er iſt ein Erlebnis, iſt gleicherweiſe aus der Situation wie aus dem heißen Drang des Herzens herausgeboren. Kein ſchüchternes Geſtändnis, keine Frage an eine Frau, deren Liebe der Schreibende nicht ſicher iſt. Nach dem Zuſammenſein mit der Geliebten iſt er geſchrieben, nachdem er ihren Herzſchlag an dem ſeinen gefühlt hat, voll der Gewißheit, daß in ihr die

gleiche Empfindung glüht wie in ihm. „Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe — aber auch so fest wie die Veste des Himmels!" Konnte Beethoven in dieser Sprache zu Amalie Sebald reden, an die er die bekannten liebenswürdig harmlosen Briefchen richtete, und der gegenüber, wie es heißt, es überhaupt „zu keiner Erklärung gekommen" ist?

Doch kehren wir zu der hochgearteten Frau zurück, die einst Beethovens Muse war und ihm, so däucht uns, auch die rechte Gefährtin geworden wäre! Befragen wir, noch bevor uns ihre Memoiren beschäftigen, ungarische Quellen nach ihrem Lebensgang. Durch Johann Batkas Güte für mich verdeutscht, geben sie, als deren ausgiebigste das 1868 in Pest erschienene Werk: „Leben und Wirken der Gräfin Therese Brunsvik" von Josef Ráposs, einem ihrer Mitarbeiter in der Volkserziehung, zu bezeichnen ist, Antwort auf diese Frage.

Der Familientradition zufolge führen die Brunsvik ihren Ursprung auf Herzog Heinrich von Braunschweig — Heinrich der Löwe (1139—1195) ist gemeint — zurück, der in Begleitung seiner beiden Söhne auf einem Kreuzzug ins heilige Land zog. Einer der Söhne blieb darnach angeblich in Ungarn. Er wurde der Stammvater der Familie. Gewiß ist, daß daselbst diese letztere, die im siebzehnten Jahrhundert noch der protestantischen Kirche angehörte, später jedoch zum katholischen Bekenntnis überging, im genannten Jahrhundert blühte, da Thomas Brunsvik zwischen 1622 und 1625 „aulicus" des Palatins Stanislaus Thurzo war. Zu höchstem Gedeihen brachte seinen Stamm der mit Maria Adelffy verheiratete Hofkanzleireferendar Anton Brunsvik. Er erweiterte seinen seit 1749 nachweisbar unter Herrschaft eines Brunsvik stehenden Grundbesitz in Alsó- (d. i. Nieder-) Korompa 1762 wesentlich und wurde unter Maria Theresia am 7. Oktober 1775 in den Grafenrang erhoben. Brunsvik de Korompa lautete fortan der Name.

Von Antons beiden, literarisch hervorgetretenen Söhnen:

Anton II., Hof- und Statthaltereirat in Preßburg († 1793) und Josef, nachmals Judex curiae († 1827) wurde erstgenannter, der Anna geb. Baronesse von Seeberg zur Gattin nahm, der Vater der „unsterblichen Geliebten".

Maria Theresia, wie sie sich nach ihrer Pate, der großen Kaiserin, nannte, oder Theresia Josefa Anna Johanna Aloysia, welche Namen sie bei ihrer Taufe empfing, wurde am 27. Juli 1775 zu Preßburg geboren[1]). Drei Geschwister folgten ihr nachmals: der am 25. September 1777 geborene Franz de Paula († 1849), den Beethoven Freund und Bruder nannte, und den ein ungarisches Werk[2]) als vorzüglichen Landwirt preist, „der seinen Besitz Martonvásár aus einer Pußta in ein Paradies verwandelte". Sodann Josefine (* 1779, † 1821), nachmals mit Graf Josef Deym-Strzitetz und nach dessen frühem Tode (1804) mit einem russischen Baron Christoph Stackelberg (1809) vermählt, und endlich Karoline (* 1782, † 1840), spätere Gattin des Grafen Emerich Teleki von Szék in Siebenbürgen († 1846).

Kaum achtzehnjährig verlor Therese Brunsvik ihren Vater. Mit der verwitweten Mutter lebte sie wechselnd in Ungarn und Wien, mit ihrer Schwester Josefine und deren Kindern zeitweilig in Mähren. Schönheit, Geist und Genialität machten sie — wie Ludwig von Kacskovics in einer ihr am 18. Mai 1865 gewidmeten Gedenkfeier im ungarischen Nationalmuseum hervorhob — zu einer Zierde des Palatinalhofs. Sie beherrschte vier Sprachen. Mit größter Leichtigkeit nahm sie alles auf. Oft erzählte sie selbst, wie sie sich das Englische aneignete. „Kaum hatte ich einige wenige Stunden genommen, als ich mit den Eltern auf unsern Landsitz hinaus mußte. Ich nahm den „Vicar of Wakefield" und ein Wörterbuch

[1]) Nach dem mir vorliegenden Taufschein. Somit führt der Gothaische Grafenkalender ihren, wie auch ihres Bruders Geburtstag als 1778 und 1779 falsch an.

[2]) Nagy Ioán „Die Familien Ungarns". II. Band. Pest, Beimel, 1858.

gleiche Empfindung glüht wie in ihm. „Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe — aber auch so fest wie die Veste des Himmels!" Konnte Beethoven in dieser Sprache zu Amalie Sebald reden, an die er die bekannten liebenswürdig harmlosen Brieflein richtete, und der gegenüber, wie es heißt, es überhaupt „zu keiner Erklärung gekommen" ist?

Doch kehren wir zu der hochgearteten Frau zurück, die einst Beethovens Muse war und ihm, so däucht uns, auch die rechte Gefährtin geworden wäre! Befragen wir, noch bevor uns ihre Memoiren beschäftigen, ungarische Quellen nach ihrem Lebensgang. Durch Johann Batkas Güte für mich verdeutscht, geben sie, als deren ausgiebigste das 1868 in Pest erschienene Werk: „Leben und Wirken der Gräfin Therese Brunsvik" von Josef Ráposs, einem ihrer Mitarbeiter in der Volkserziehung, zu bezeichnen ist, Antwort auf diese Frage.

Der Familientradition zufolge führen die Brunsvik ihren Ursprung auf Herzog Heinrich von Braunschweig — Heinrich der Löwe (1139—1195) ist gemeint — zurück, der in Begleitung seiner beiden Söhne auf einem Kreuzzug ins heilige Land zog. Einer der Söhne blieb darnach angeblich in Ungarn. Er wurde der Stammvater der Familie. Gewiß ist, daß daselbst diese letztere, die im siebzehnten Jahrhundert noch der protestantischen Kirche angehörte, später jedoch zum katholischen Bekenntnis überging, im genannten Jahrhundert blühte, da Thomas Brunsvik zwischen 1622 und 1625 „aulicus" des Palatins Stanislaus Thurzo war. Zu höchstem Gedeihen brachte seinen Stamm der mit Maria Adelffy verheiratete Hofkanzleireferendar Anton Brunsvik. Er erweiterte seinen seit 1749 nachweisbar unter Herrschaft eines Brunsvik stehenden Grundbesitz in Alsó- (d. i. Nieder-) Korompa 1762 wesentlich und wurde unter Maria Theresia am 7. Oktober 1775 in den Grafenrang erhoben. Brunsvik de Korompa lautete fortan der Name.

Von Antons beiden, literarisch hervorgetretenen Söhnen:

Anton II., Hof- und Statthaltereirat in Preßburg († 1793) und Josef, nachmals Judex curiae († 1827) wurde erstgenannter, der Anna geb. Baronesse von Seeberg zur Gattin nahm, der Vater der „unsterblichen Geliebten".

Maria Theresia, wie sie sich nach ihrer Pate, der großen Kaiserin, nannte, oder Theresia Josefa Anna Johanna Aloysia, welche Namen sie bei ihrer Taufe empfing, wurde am 27. Juli 1775 zu Preßburg geboren[1]). Drei Geschwister folgten ihr nachmals: der am 25. September 1777 geborene Franz de Paula († 1849), den Beethoven Freund und Bruder nannte, und den ein ungarisches Werk[2]) als vorzüglichen Landwirt preist, „der seinen Besitz Martonvásár aus einer Pußta in ein Paradies verwandelte". Sodann Josefine (* 1779, † 1821), nachmals mit Graf Josef Deym-Strzitetz und nach dessen frühem Tode (1804) mit einem russischen Baron Christoph Stackelberg (1809) vermählt, und endlich Karoline (* 1782, † 1840), spätere Gattin des Grafen Emerich Teleki von Szék in Siebenbürgen († 1846).

Kaum achtzehnjährig verlor Therese Brunswik ihren Vater. Mit der verwitweten Mutter lebte sie wechselnd in Ungarn und Wien, mit ihrer Schwester Josefine und deren Kindern zeitweilig in Mähren. Schönheit, Geist und Genialität machten sie — wie Ludwig von Kacskovics in einer ihr am 18. Mai 1865 gewidmeten Gedenkfeier im ungarischen Nationalmuseum hervorhob — zu einer Zierde des Palatinalhofs. Sie beherrschte vier Sprachen. Mit größter Leichtigkeit nahm sie alles auf. Oft erzählte sie selbst, wie sie sich das Englische aneignete. „Kaum hatte ich einige wenige Stunden genommen, als ich mit den Eltern auf unsern Landsitz hinaus mußte. Ich nahm den „Vicar of Wakefield" und ein Wörterbuch

[1]) Nach dem mir vorliegenden Taufschein. Somit führt der Gothaische Grafenkalender ihren, wie auch ihres Bruders Geburtstag als 1778 und 1779 falsch an.

[2]) Nagy Iván „Die Familien Ungarns". II. Band. Pest, Beimel, 1858.

mit. Den ganzen Tag las ich darin. Auf der ersten Seite mußte ich jedes Wort im Wörterbuch aufsuchen; am Ende des Buches kein einziges mehr. Ich konnte Englisch.“ Dabei malte sie mit vieler Geschicklichkeit, deklamierte und sang schön. Am Klavier war sie die Lieblingsschülerin Beethovens. Noch als Siebzigerin trug sie die Werke ihres Meisters künstlerisch und mit jugendlichem Eifer vor. Der ergreifende Klang ihrer seelenvollen Stimme und der edle Ausdruck ihrer das innerste Gefühl widerspiegelnden Züge übten eine hinreißende Wirkung auf den Hörer.

Eine Freundin, Elisabeth Erdélyi, charakterisiert sie folgendermaßen[1]): „Therese tut alles, was sie tut, vollkommen. Nie wird sie etwas übernehmen, zu dessen Vollführung sie nicht fähig, oder von dessen Erfolg sie nicht überzeugt wäre. Ein halbes oder voreiliges Urteil kommt nie über ihre Lippen. Eine mit Ernst gepaarte Heiterkeit ruht auf ihrem Äußeren. Rein ist ihr Inneres, wie alles, was sie umgibt, was sie tut. Rein, wie sie ihre Muttersprache, das Deutsche, spricht, ist ihre Wohnung, ihre Kleidung, sind ihre Gefühle, ihre Gedanken, ist ihr Gebet. Fernzuhalten weiß sie sich alles, was niedrig, was unedel, was alltäglich ist. Ihre persönliche wie ihre Standeswürde wird sie nie entweihen, allzeit wird sie das Göttliche im Menschen ehren.

„Ihre Dienstboten betrachtet sie als ihre Kinder. Sie ist streng, aber gerecht, mild-freundlich, human. Im Bewußtsein dessen, daß Arbeit Leib und Seele kräftigt, ist sie die erste, die den erwachenden Tag begrüßt, die letzte, die sich zur Ruhe niederlegt. Klar erkennt sie ihre Pflichten. Sie gelten ihr als Gesetze, und nur durch sie, nicht durch Willkür oder Laune herrscht sie. In Gesellschaft bleibt sie schweigsam, wenn sie nichts Bedeutendes zu sagen hat. Unbegrenzt ist ihre Freude, einem schönen Gemüt, einer menschenfreundlichen, werktätigen

[1]) Rapos a. a. O.

Seele zu begegnen. Von edler Menschenliebe erfüllt, ist sie nur dem Wahren, dem Natürlichen und Göttlichen zugewandt. Alles Enge, Törichte, Gekünstelte verachtet sie. Doch ihre Verachtung, ihr Haß ist frei von Leidenschaftlichkeit. Ihr Gleichgewicht, ihren Seelenfrieden kann nichts stören. Nie tut sie sich genug, nie rastet sie. ‚Je höher wir im Range stehen, desto wichtiger sind unsre Handlungen, desto mehr müssen wir wohltun', lautet eine ihrer Aufzeichnungen, wie sich solche in den von ihr geführten zahlreichen Tagebüchern in Menge finden.

„Tiefe Religiosität, wie warmes Naturgefühl beseelten die seltene Frau. Ihr dankt Ungarn die Rettung seines Geschichtsschreibers und Unterrichtsministers, des Bischofs Michael Horváth. Nach der Revolution von 1848 als Rebell verfolgt, entkam er durch ihre Vermittelung in Verkleidung eines Dieners der Baronin Charlotte Pronay nach Wien und von da nach Leipzig, um 1866 seinem Heimatland zurückgegeben zu werden."

War Beethoven die strahlende Sonne am Jugendhimmel Thereſe Brunsviks, so blieb ihr späteres Leben der Caritas geweiht. Aus der Liebe zu dem Einen, dem sie vor der Welt nicht angehören durfte, blühte ihr die Liebe zur Menschheit auf. Sie zu betätigen wies ihr Pestalozzi den Weg.

Mit ihrer Schwester Gräfin Deym und deren Kindern wohnte sie auf einer Schweizer Reise im Jahre 1808 sechs Wochen lang gleich Familiengliedern in der Anstalt des großen Pädagogen zu Yverdun und nahm an allem, was ihn und seinen Kreis bewegte, lebhaften Anteil. Ofters las er ihnen seine neuesten, frisch aus seiner Feder geflossenen Arbeiten vor. So hörten sie eines Abends seinen „Weckruf an die Schweiz". Seine Donnerworte erschütterten ihre Seelen. Gräfin Thereſe sank auf die Knie, Tränen rannen über ihre Wangen. In ihr erstand der Gedanke, daß in der Erziehung der Kinder ihres Volks der Weg zur Wiedergeburt ihres Vaterlands zu suchen sei.

Zwischen ihr und dem Menschenfreund Pestalozzi und seiner edlen Gattin knüpften sich alsbald Freundesbande, die ihre räumliche Trennung überdauerten. So schrieb Frau Anna Pestalozzi am 22. November 1808 an Gräfin Brunsvik: „Meine von ganzer Seele geliebte Therese! Du hast Deine zweite treue Mutter und Freundin, der Du am Abend ihres Lebens so viele Freuden bereitet hast, also nicht vergessen? Es ist ein großes Geschenk Gottes, eine so treue und tugendhafte Genossin hier unten kennen gelernt zu haben. Gottes Segen vergelte es Dir und den Deinigen. Das sei auch für mich der Lohn Deiner Güte, Deiner Tugend. Ja Gottes Segen sei mit Euch, Herzgeliebte! Ich drücke Euch alle an meine Brust und bleibe bis in den Tod Eure Pestalutz."

In einem Schreiben Pestalozzis vom 16. Mai 1809 heißt es: „Hochgemute Frauen! Wenn ich Einfluß auf Ihre Seelen gewönne, dann gewönne ich ihn auf Ihre ganze Nation. Nicht wahr, Sie werden mich auf Ihre Mittheilungen nicht lange warten lassen? Brunsvik, o Brunsvik mit der hohen Seele! Ihr Herz erstrebt das Gute. Es schlägt nur fürs Vaterland, für die Menschheit. Wir dürfen einander nicht fremd werden!"

Und in einem anderen Briefe desselben Jahres lesen wir: „Das Werk der Vorsehung war es, das uns während unseres Zusammenseins für die erhabene und edle Vervollkommnung der Menschheit begeistert hat. Halten Sie daran in Treuen fest. O edle Seelen! Ihre Stellung ist bedeutungsvoll für die Menschheit, wenn Sie bereit sind ihr zu dienen, und das werden Sie mit unverbrüchlicher ungarischer Treue und ungarischer Tatkraft tun!"

Ihre von dem Freund angerufene Tatkraft bewährte Gräfin Therese zuvörderst, indem sie sich der Erziehung der Kinder ihrer Schwester Deym widmete. Mit ihnen und den Eltern lebte sie in ländlicher Abgeschiedenheit längere Zeit in Mähren. Später in das Haus ihrer Mutter nach Ofen zurückgekehrt, versammelte sie Scharen kleiner Mädchen um sich, denen sie

durch ihre Unterweisung — wie die Gedächtnisrede sagt — „den geistigen und irdischen Himmel erschloß".

Im Hause ihrer Mutter in der Christinenstadt zu Ofen eröffnete sie auch am 1. Juni 1828 die erste Kinderbewahranstalt Ungarns, unter dem Namen „Engelgarten". Vierzig armen Kindern wurde darin vom November bis Februar täglich eine Portion Rumfordscher Suppe gereicht. Weder in der gesamten österreichischen Monarchie noch in Süddeutschland bestand bis dahin eine derartige Anstalt. Nur wenige Orte, wie Detmold (1802), New York (1815), Philadelphia (1817), Baltimore, London, Berlin (1819), Liverpool (1824), Bristol, Kassel (1825), Genf (1827) waren der Gründung Therese Brunsviks vorausgegangen und noch im selben Jahre folgten Brüssel und Lausanne. Aber schon 1829 beschenkte die Gräfin Ofen mit zwei weiteren Anstalten. Auch Preßburg und Pest erhielten alsbald deren zwei. In Neusohl, wo Beethovens Freund Nikolaus von Zmeskall der unermüdlichen Menschenfreundin Beistand leistete, trat ebenso wie in Wien (1830) durch sie je eine ins Leben. Das Heim der letzteren am Rennweg zeigt noch gegenwärtig die Büste seiner edlen Stifterin, bei deren Tode es Ungarn bereits zu 88 Anstalten gebracht hatte.

Nach Tausenden und Abertausenden zählen die jungen Seelen, deren Schicksal Therese Brunsvik in die rechte Bahn geleitet hat. Vielen derselben blieb sie auch weiterhin eine mütterliche Beschützerin, ja sie baute ihnen sogar oft den häuslichen Herd. Einer ihrer Zöglinge, Jeneska Dóme, deren Eheglück sie auch begründete, durfte sie fünf Jahre hindurch auf Reisen begleiten. Von 1836—1841 verweilte die Gräfin vorwiegend in Italien, Deutschland, der Schweiz und England, die ihr heilige Sache der Kindererziehung allzeit auf dem Herzen tragend, allerorten für sie wirkend. In ihrem Interesse auch trat sie mit Kardinal Lambruschini, dem päpstlichen Unterrichtsminister und Staatssekretär, in Verbindung und erhielt dieselbe nachmals noch brieflich aufrecht. Mit der ganzen

Vielseitigkeit ihrer Kräfte, selbst schriftstellerisch, stellte sie sich in den Dienst der Volksbildung. Ein in ungarischer Sprache erschienenes Werk: „Leben und Werke ungarischer Schriftsteller“[1]) führt drei ohne Nennen ihres Namens von ihr veröffentlichte Schriften an:

1. Aufforderung zur Errichtung einer Anstalt, in welcher Lehrer für Kinderbewahranstalten in allen Teilen unseres Vaterlandes ausgebildet werden.

2. Skizze über den unendlichen Nutzen der Kleinkinderbewahranstalten.

3. Statuten des Nationalvereins für Waisen- und Bewahranstalten. Pest 1830.

Der Feuereifer, mit dem die auserlesene Frau für das als gut und notwendig Erkannte eintrat, gelangt zu beredtem Ausdruck in den Briefen, die sie an Franz von Schober, „Erzieher und Freund im Hause des Grafen Leo Festetics von Tolna in Pest“, richtete. In ihrer Unmittelbarkeit lassen sie die Persönlichkeit der Schreibenden, ihre umsichtige Fürsorge und Energie, ihre lodernde Vaterlandsliebe, durch die sie sich den Namen der größten Patriotin Ungarns erwarb, gleichsam vor uns lebendig werden. Hier sind sie:

Preßburg am 22. Aug. 1834.

Edler Schober! Ich habe im Geiste mit dem lieben Vereine gelebt und mir vorgestellt was den 21. in der Sizung von vier bis sechs alles durchgesprochen wurde, u. welch' einen Riesenschritt vorwärts die heilige Sache genommen hat! Welche Seeligkeit der Empfindung, wenn ich alles mit angehört hätte! aber Ihr Bericht, edler Freund der Wahrheit! wird mich entschädigen; — ich sehe ihm sehnsuchtsvoll entgegen. Ihr Brief trifft mich heut 8 Tage ohngefähr in Wien; poste restante bitte ich.

[1]) Von Josef Sinnyei, Budapest 1891.

Damit Sie u. die Übrigen in allem was vorging, früher unterrichtet sind, send' ich Druckschrift, deren Werth u. Unwerth ich kenne. — Ich mache Sie aufmerksam auf Peter Rattenbiller, den Verfasser beiläufig des Statuten-Entwurfs. Ein junger Mann voll Verstand u. Willen. Er war 4 Jahre in Paris u. studirte an dem polytechnischen Institut; heurathete eine junge Frau aus Colmar. Er lebt in seines Vaters Hause vor dem Kecskeméter Thor, an der reformirten Kirche. Ich mache Sie aufmerksam auf den Advocaten Theiß, Redacteur des Gyniteméný, u. auf den Corrector in orientalischen Sprachen an der Universitätsdruckerei: Uros Andreits wohnte in der Leopoldigasse, den Englischen Fräulein vis à vis. Das waren alle feurige u. verständige Freunde der frühen Erziehung u. sind Mitglieder. Ebenso Andreas Augyalffy u. sein Sohn. Alle Zeit, die sie von ihrem Erwerbsgeschäfte erübrigen, gehört uns, versprachen sie einst! Sehen Sie nur daß wir einen recht tüchtigen Cassier bekommen, dessen Name die Sache hebt, der uns im Pädagogischen nicht hemme — er hat nicht zu raisonniren, nur einzunehmen u. auszuzahlen. Ich fahre übermorgen nach Wien u. werde den Lehrer gern engagiren für die Musterschule. Ungar ist Hlafka nicht — aber unsere Kinder sollen zuerst brave Menschen sein. Ich schließe nicht ab, bis Sie mir darüber schreiben; bleibe aber kaum 3—4 Tage in Wien. Schreiben Sie wie lang Sie in Pesth bleiben? ob die General-Zusammenkunft etwa verschoben wurde? wann könnte sie sein? Ob Graf Leo[1]) meinen Brief erhielt, wo ich ausführlich manches berührte? etc. etc.

Leben Sie recht wohl — „im Geiste Eins" sei unser Losungswort. Brunsvik.

Was sagt Orczy-Örs? Wie viele Mitglieder haben Sie angeworben? was bekomme ich für die meinen?

[1]) Festetics (1800—84) Präsident des Vereins zur Ausbreitung der Kinderbewahranstalten in Ungarn, nachmals Oberintendant des Pester Nationaltheaters.

Guter u. verehrter Freund der Kinderschulen!

Das große Gute scheitert oft am Kleinlichen. Aber nicht müde sollen wir werden — fortarbeiten u. den Lauen nicht das Schlachtfeld überlassen. „Si même on aurait travaillé tout le jour sans succès, la dernière heure peut être féconde.“ —

Das einstweilige Resultat des ungrischen Vereins in Wien, dessen Cassier Graf Franz Wenkheim ist, lege ich Ihnen u. unserm verehrten Präsidenten Grafen Leo vor. Hiesiger Hauptcassier will Moritz St. Királyi sein. Theilen Sie ihm gütigst dies mit. Die Hauptbesprechung muß jezt sein: daß jene Anstalt der innern Stadt, welche unsre Musteranstalt hätte sein sollen, solche nicht sein kann u. folglich auf Actionäre unter den Eltern basirt werden müsse aus folgenden Gründen:

1°. Das Locale ist zu eng.

2°. Der Lehrer zu matt.

3°. Diese Anstalt kann durch sich selbst bestehen, folglich darf sie dem Hauptfond nicht länger zur Last fallen.

Will der Hauptverein künftig eine Musteranstalt sich creiren, könnte solche entweder in der Franzstadt in einem sehr großen Locale mit großem Spielplaz, welches kaum wie jenes der Stadt auf 400 fl. käme u. 200 Kinder herbergen könnte, sein; oder aber sollte die erste Mutter- und Musteranstalt Ofen Christinenstadt, welche hinlänglich dotirt ist, gehoben werden. St. Királyi's Vorschlag ist: blos Lehrer zu bilden mit unserm Fond u. sie dahin zu schicken, wo der beste Lehrer ist. Tyrnau jezt — wo Gräfin Apponyi eine tägliche 2stündige Inspektion führt. Die hiesigen sind alle gleich gehoben ohne weitere Geldauslage, wenn wir die Damen zur Aufsicht begeistern, u. daher mein Vorschlag, die Rede des trefflichen Lambruschini in 500 Exemplaren französisch zu vertheilen, mit Adressen versehen an alle verheurathete u. unverheurathete Damen. Druck u. Papier wird höchstens 20 fl. M. kosten.

Vorwärts — vorwärts! — —

Leben Sie recht wohl. Brunsvik.

[Als Nachschrift.] Der toscanische Verein ladet uns zum Beitritt u. schickt dieses lithographirte Blatt zum Muster. Alle moralischen Erzählungen müssen eine solche Unterlage bekommen, wenn sie wirken sollen mit Erfolg. Nur auf einem guten festen Grund wird der vernünftige Baumeister ein unsterbliches Werk aufführen wollen. Wir müßten diese Bilder dort uns abdrucken lassen — welches ich besorgen will — das Stück auf einen Zehner. Sie haben einen Cyclus von 40 — u. diese Mitpränumeration soll das erste Band sein, das uns verbindet u. uns schöne Früchte der Mittheilung verspricht.

Lieber Schober! St. Királyi hat sich wieder als Schuß gezeigt — dieser treffliche gefühlvolle Mensch! Nachdem er 2 Tage seinen Comitatsheiduken herumgeschickt hat — fanden wir heute bei Benyowski: Physionomie de bois. Man ließ uns nicht hinein. St. K. war mit mir. Bitten Sie den Grafen Leo in seinem Namen um Vergebung. Über unsre Ansichten hatten wir uns schon vorher vereint. Von den Neogradern werden wir angesprochen werden. Aber Augusz in Sexard[1]) wünscht von Ihnen Loose schnell geschickt. Ich habe mit Marie Zichy gesprochen und an Augusz geschrieben. Die im August 34 versprochenen 50 Mitglieder habe ich richtig beisammen und verspreche noch 100. Übrigens wer in Ungarn in eine Anstalt will, sende selbst Individuen und dotire sie, auf 2 Monat zum studiren. Ich war vor Ihrer Thüre nemlich Thore. St. K. reist ab — aber wir können zusammenkommen, wann Sie wollen. — Nur nicht schlafen! Es kommt eine Nacht, wo niemand wirken kann. Brunsvik.

Wien am 14ten Mai 1836.

Lieber Schober! Ich habe mit Freud und mit Leid soeben Ihr dankwürdiges und denkwürdiges freundschaftliches Schreiben erhalten. Wie Briefe vom 6ten bis zum 14ten Mai

[1]) Baron Anton A., Obergespan des Pester Komitats.

unterwegs sein können von Budapesth nach Wien ist unbegreiflich! Der Inhalt desselben ist sehr traurig. Ich hatte den Grafen Leo gebeten meiner gar nicht zu erwähnen und nur des Unhistorischen insofern, daß künftig uns solche Dinge doch vorgelegt werden; und rücksichtlich meines veralteten Berichts keiner neuen Unbill ausgesezt zu sein. Wenn jene Zurechtweisung dieses Ziel erreichte, muß nicht nur ich, sondern das ganze Vaterland Ihnen beiden Verfechtern der Wahrheit und Unschuld dankbar verpflichtet bleiben. Sie schreiben mir nicht, was Ihr Gespräch unter 4 Augen mit Simo bewirkte in Folge meines Briefes an ihn? Das wäre für mich vom größten Interesse. „To be or not to be" sagt Hamlet. — Ich weiß nicht, was die 2 Gepfefferten (Borsos) mit meinem Bericht machen? Ob in Folge jener Sizung dieser Bericht, wie er ist, unangefochten gedruckt werden darf?

Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß dieser Brief Sie noch in Pesth treffe. Wir sind auf der Reise recht glücklich und recht unglücklich gewesen. Zuerst vom Erstern. Wir kamen angenehm bis auf Staub in Preßburg um 12 Uhr am lezten April an — gingen um 1/2 5 in den Saal der Deputirten, wo wir die herrlichsten Reden, die je ein ungrisches Ohr berührten, hörten. Alle großen Redner sprachen der Reihe nach. Sie waren aufgeregt und es blizte und donnerte und stürmte gewaltig. Am schönsten zeichneten sich aus Steffi Bezerédi[1]) und Klauzal[2]) aus Csongrad. Des andern Tages dauerte die Sizung bis 1 Uhr Nachts. Meine beiden Patriotinnen[3]) waren glühend vor Entzücken und wollten weder schlafen noch essen. Dienstag Abend sprachen wir den größten aller ungrischen Männer[4]) eine Stunde lang. Das Entzücken!

[1]) Stephan von B. (1795—1865) Philanthrop und berühmter Redner der Opposition im Reichstag 1830—48.

[2]) Emerich v. K. (1799—1847) landwirtschaftlicher Schriftsteller.

[3]) Ihre Nichten, Gräfinnen Blanca und Emma Teleki.

[4]) Graf Stephan Széchényi, berühmter Patriot (1792—1860).

Ich war mit berauſcht! unvergleichlich ſchön war es. Aber o weh! Die böſe, böſe Witterung ſchadete den erglühten Wangen und Blanca hatte Fieberſchauer — welche noch dauern und uns in Wien feſt halten. Deſto beſſer, ſo erreichte mich doch Ihr Brief. Wenn ich meiner Sehnſucht folgen könnte, ging ich nach Peſth zurück. Ich bin ganz ohne Nachricht von jenen Geſchäften. Hier erfuhr ich manches. Ich lege bei den Aufſatz, dem Sedlnitzki[1]) das Imprimatur verſagte — warum? Ich rathe Ihnen, ſezen Sie es durch und krönen dadurch Ihr Werk, daß man um die Beſtätigung der Statuten bei der Regierung einkomme. Soll ich den Aufſaz in die Leipziger Journale einrücken laſſen? Ich möchte ein Adler ſein — hinfliegen und Sie fragen was? Schreiben Sie nur ja nach Wien und nach Prag an mich — ich ſchicke täglich auf die Poſt und laſſe die Briefe nachkommen. Bezerédi's Mutter richtet Bewahrſchulen ein in Oedenburg, Gräfin Viczay in Hédervár — überall mit Fortſetzung. Wenn Leo nur ſo baut! Wegen Director bin ich ſehr eifrig. Grüßen Sie alle. Den Weſſelényi[2]) ſprechen Sie. — Wir wollen viele Druckſchriften ungariſch herausgeben. Teleki's grüßen. Bleiben Sie bis wir zurückkehren.

Brunsvik.

Durch Ihre Hände, edler Schober, ſollen dieſe Schreiben gehen — an ihre Adreſſe. Ein geſtern erhaltenes von St. Királyi lege ich bei. Was ich dafür kann (oder das Hohe und Edle, das wir wollen), daß Gömöry und Seeber Bürger von Peſth und nicht von Edinburgh oder ſonſt einem ſchönen Lande ſind, kann ich nicht begreifen. So grob wie das Papier ſind wohl auch die Geſinnungen der edeln ſtolzen Ungarn.

Auf frohes Wiederſehen. B.

---

[1]) Polizeiminiſter.

[2]) Nikolaus Frh. v. W. (1794—1850) Politiker, Führer der ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Oppoſition.

Lieber Schober! [München] am 23ten Febr. 1837.

Wenn Sie in Peſth ſind, bekomme ich gewiß gleich Antwort auf dieſen Brief, folglich in 12 Tagen. Warum antwortet mir Graf Leo nicht? iſt meine erſte Frage. Soll ich den Director ſuchen? ſoll ich was einſchicken? — warum ſchreibt niemand auf meine vielen Briefe? Iſt man von der Idee abgegangen, einen fremden Direktor zu nehmen? vielleicht weil es zu koſtſpielig iſt — ſo ſchreibe man mir doch dieſen Entſchluß. Wir haben die Wahl zwiſchen einem Duzend ſehr braven, recht würdigen Männern, — aber freilich kann niemand ſich aus ſeiner Lage begeben, inſonderheit mit Familie, ohne eine Art von Sicherheit, die wir nicht geben können poſitiv. Freilich will jeder von denen auch etwas mehr Gehalt, z. B. 800 fl. bayriſch —; aber man muß mir doch antworten auf meine Fragen. Graf Leo erhielt meine Schreiben — denn ich habe ſeine eigne Handſchrift auf dem Retourrecepiſſe. O Vaterland! Was für Coryphäen mußt du an der Spize deiner folgereichſten Unternehmungen ſehen! Es iſt ſchauderhaft. Ich hätte an Sie längſt geſchrieben, aber man ſagte mir, Sie ſeien noch immer in Wien. Während der Cholera ließen mich Aerzte und Freunde nicht von hier. Par ennui nahmen wir Meiſter an, Blanca und ich, welche Vorträge zu unterbrechen nicht gerathen wäre. Blanca ſtudirt tiefe Muſik: Harmonielehre — dann Perſpective nach allen Regeln und Optik; — dann italiäniſche Sprache. Luiſe iſt mit uns, aber Emma in Siebenbürgen bei den Eltern. — Wir erwarten ſie jedoch. Ich könnte ihr entgegengehen nach Peſth und ſehen, was bei Ihnen geſchieht. Dem unnüzen Borſos ſchrieb ich, er ſolle nachfragen, ob man mich wünſcht, braucht; er ſchreibt gar nichts darüber. Schreiben Sie mir recht aufrichtig alles, alles. Man will einen unſrer alten Lehrer zum Director machen (?) ſchrieb Beck. Dieſer wäre noch der Einzige — aber freilich ordinär. Wie iſt das Gebäude ausgefallen? Bekömmt jeder Candidat ſeine eigne Zelle?

gewiß ſehr nüzlich; — nur in der Stille bildet ein Gemüth ſich. Pythagoras: nicht reden! Das iſt mein Ideal. Was nüzen alle meine Erfahrungen, wenn ich meinem Vaterland damit nicht nüzen kann! Ich erfülle hier meine Pflicht gegen meine ſo nahen, ſo liebenswürdigen Verwandten; — aber können denn ſo geſcheute Menſchen wie wir nicht durch Correſpondenz die Gegenwart erſezen? Iſt es denn nicht Eure Pflicht alles Gute zuſammenzuhäufen? — iſt deſſen denn zu viel in der Welt? Warum ſchreibt Ihr mir denn nicht? Ich hätte freilich ſollen in Ungarn bleiben — aber ſollt' ich den Bitten meiner Nichten widerſtehen? das gewiſſe Gute nicht thun um eines ungewiſſen Erfolgs willen, nemlich ob meine Anſichten, mein Rath durchdringen werden? Blanca hier allein zu laſſen, zu verlaſſen, ging dann ſchon gar nicht; — ich berede ſie mit mir nach Hauſe zu gehen, obwohl ich einſehe, daß es inconſequent iſt für ſie, die Stunden zu unterbrechen. Alſo Rath und That von Freunden! Meine Geſundheit iſt ſchlecht. Choleraluft und Trauer haben mir gar nicht gut angeſchlagen. Ich freue mich nach Ungarn, da wird es mir wieder gut gehen. Nun lieber Schober, freundliches Wiederſehen und viele Nachrichten und ſchnell an die ſich achtungsvoll zeichnende M. Th. Brunsvik.

Ich habe ein neues Album auf ellengroßes Cartonpapier angefangen; da geben Sie mir auch ein kleines Stück dazu.

Wie hat der Genius ſich zu verhalten, lieber Mercur? Wann ſprechen wir? wann conſtituiren wir die göttliche Geſellſchaft? „Rede, damit ich dich ſehe!" Iſt mit Grafen Deſewffy Fips geſprochen worden? Soll ich? — ich kenne die Bogenträger nicht. Hat Graf Leo die Statuten bringen laſſen von Tolna, oder ſind ſie nicht nöthig? oder exiſtirt eine Abſchrift? St. Királyi meinte, wir ſollten den 1. Feb. zuſammenkommen; — — wer weiß aber, wer dann wieder abreiſet — ich auch bald, nemlich der Genius — es muß ein

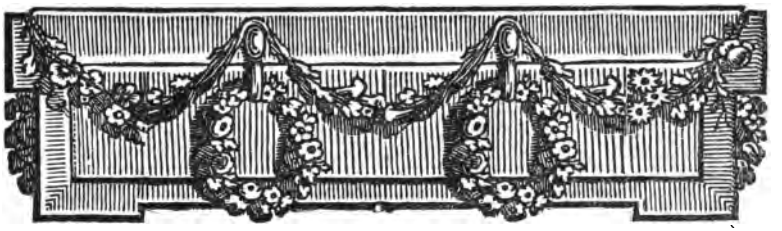
andrer Genius bleiben; der darf keinen Augenblick dem Vaterland fehlen. In Toscana sind Herren- u. Damen-Comité getrennt u. jedes wirksam. Mérey Laszló hat uns vor drei Jahren einen schönen Entwurf gemacht: 18 Herren bildeten das Finanzcomité. Jeder Bogenträger ist Cassier für seine Angeworbenen: Wetteifer, wer mehr hat. Drei Frauen: das pädagogische Comité: welches die specielle Aufsicht u. Druckschriften-Vertheilung etc. hat. Zuweilen gemischte Sizungen; eins des andern Controlle. Die Veredlung der schon bestehenden A[nstalten] ist gewiß eine Hauptaufgabe der Frauen. Die Lehrer müssen erzogen, gebildet werden. Warum nur die Candidaten? Alle. Man muß die Mittel ersinnen. Ich wünsche mit Ihnen nur zu sprechen — u. sende die Größe meines Album mit Bitte. Br.

Der in den Briefen genannten Blanca Teleki (geb. 1806) harrte ein tragisches Geschick. Sie beteiligte sich 1848 an der ungarischen Revolution und wurde im Mai 1851 in ihrem Kastell Pálfalva in Siebenbürgen unter Anklage hochverräterischer Umtriebe verhaftet. Nach zweijähriger Untersuchung fällte das Kriegsgericht sein Urteil. Es lautete auf zehnjährige Festungsstrafe in Kufstein. Doch wurde sie 1857 begnadigt. Körperlich gebrochen, lebte sie sodann in Dresden und widmete sich, dem Vorbild ihrer Tante Therese nachstrebend und ihr an Begabung verwandt, bis zu ihrem 1862 erfolgenden Hingang dem Erziehungswesen.

Ihre fünf Jahre jüngere Schwester Emma verheiratete sich mit dem französischen Schriftsteller Auguste de Gerando (geb. 1820 zu Lyon), mit dem sie in Paris lebte, der sie aber schon 1849 als Witwe zurückließ. Dem Studium der Altertumswissenschaft hingegeben, veröffentlichte sie „Griechische Briefe" in ungarischer Sprache. In ihrer ungarischen Heimat ist sie 1893 verstorben, ohne daß es zu der von ihr geplanten Herausgabe einer Biographie ihrer Tante Brunsvik auf Grund von deren Tagebüchern gekommen wäre.

Gräfin Thereſe verbrachte ihre letzten Lebensjahre in Peſt, wo man in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienſte ihre Büſte im Nationalmuſeum aufgeſtellt hat. Dort legte ſie ſich am 23. September 1861 zur letzten Ruhe nieder — 34 Jahre nach dem großen Künſtler, dem ſie ihr Herz geſchenkt hatte, und der gleich ihr einſam blieb bis an ſein Ende. Das Geheimnis ihrer Liebe nahm ſie mit ins Grab. Erſt nach Verlauf eines Jahrhunderts wird es nun offenbar. Wohl war ſie ſeiner wert, dem ſie Treue bis zum Tode bewahrte. Sang er in der Neunten Symphonie ſein hohes Lied von der Verbrüderung der Menſchheit, ſo war ihr Leben eine einzige große Tat der Menſchenliebe. Beide verlebendigten ſie des Dichters beglückende Botſchaft: „Seid umſchlungen, Millionen!“

Die Memoiren
der Gräfin
Thereſe Brunsvik



Den Urgroßnichten der „unſterblichen Geliebten“, Frau Iſabella Gräfin Deym, Stiftsdame in Prag, und deren Schweſter, Frau Dr. Ilka Melichar am ſelben Ort, verdanke ich die gütige Mitteilung des abſchriftlich in ihrem Beſitz befindlichen „Tagebuchs“ Thereſe Brunsviks und die Erlaubnis zu deſſen Veröffentlichung.

Familientradition bezeichnet dieſe Erinnerungsblätter als „Tagebuch“. In Wahrheit ſind es Memoiren, wie die Schreiberin ſelbſt ſie nennt. Nicht Augenblicksbilder, nicht Stimmungen oder Gefühle, unmittelbar wie der Tag ſie erzeugt, hielt ſie in ihnen feſt. Rückſchauend aus weiter zeitlicher Ferne läßt ſie ihr ganzes Leben noch einmal an ſich vorüberziehen, ſich ſelbſt gleichſam zur Rechenſchaft, andern, als ein lebendiges Stück Familien- und Zeitgeſchichte, zu Nutz und Frommen. Sagt ſie doch ſelber, ſie habe die Memoiren, deren Ungarn noch ſo wenige beſitze, niedergeſchrieben um zu nützen.

Als „Prieſterin der Wahrheit“, zu der ſie ſich in der Schwärmzeit ihrer Jugend weihte, bewährt ſie ſich. Auch wo ſie durch „das Medium der Liebe“ ſieht, bleibt ſie unbeſtechlich. Sie beſchönigt nichts. Aber da ſie nicht zu ſich ſelbſt, ſondern zu andern redet, gibt ſie keine Selbſtbekenntniſſe, ſie zeichnet ihre Erlebniſſe auf. Vor dem Allerheiligſten ihres Herzensgeheimniſſes lüftet ſie den Schleier nicht. Begeiſtert ſpricht ſie von Beethoven, als von dem überragenden Künſtler, als von ihrem Lehrer und Freund. Doch muß

man, wie ihre Urgroßnichte sagt, ihre Gefühle für ihn mehr zwischen als in den Zeilen lesen. Daß Er es war, dem „die Leidenschaft" galt, die nach ihren eigenen Worten „ihr Herz verzehrte", verrät sie nicht. Sie wollte ihre Liebe begraben sein lassen vor der Welt.

So bedeuten nach dieser Seite hin ihre Memoiren eine Enttäuschung. Auch vertrug sich meine frühere, auf Thayer fußende Annahme, daß der Liebesbrief vom Montag den 6. Juli in das Jahr 1806 zu setzen sei, nicht mit den Berichten der Gräfin vom Verlaufe dieses Sommers. Da sie Ende Mai zu ihrer mit Graf Emerich Teleki verheirateten Schwester Karoline nach Siebenbürgen reiste und dort bei Geburt ihrer Nichte Blanca am 5. Juli anwesend war, kann Beethovens Brief (wofür sich inzwischen auch ein andrer Beleg fand) nicht diesem Jahre entstammen. Daß aber eine bei den zeitlichen Angaben Therese Brunsviks in den Memoiren zuweilen vorkommende Irrung in diesem Falle ausgeschlossen ist, darüber gibt mir der Geburtsschein Blanca Telekis Gewißheit, den mir ihr Neffe, Graf Ladislaus Teleki, auf meine Bitte zu vermitteln die Güte hatte.

Der vielbesprochene Brief wäre somit nach 1807 zu verweisen. Da in diesem Jahre der 6. Juli tatsächlich auf einen Montag fiel, braucht man nun auch nicht wie bei 1806 einen Datierungsirrtum Beethovens anzunehmen. Die Daten der vorhandenen Briefe des Meisters lassen die Möglichkeit offen, daß er die Wochen zwischen dem 23. Juni und 26. Juli 1807 in Ungarn verbrachte, nachdem ihn der Rat seines Arztes Dr. Schmidt, laut dessen Schreiben vom 22. Juni (nicht Juli!), von Baden fortgewiesen hatte. Zwar sah Thayer in C. F. Pohls Datierung des ärztlichen Schreibens vom 22. Juli einen Hinderungsgrund, der ihn abhielt, sich für 1807 als das Jahr des Liebesbriefs zu entscheiden. Dagegen machte sein Übersetzer Deiters bereits darauf aufmerksam, daß dieses Schreiben, weil mit den Junibriefen Beethovens an Gleichenstein und

das Industrie-Comptoir im engsten Zusammenhange stehend, wohl dem Juni angehören müsse[1]).

Die Memoiren widersprechen der Annahme des Jahres 1807 nicht, mindestens sobald man die geringe Einschränkung gelten läßt, daß die Karlsbader Reise der Gräfin statt noch im Juni erst anfangs Juli angetreten wurde. Es bleibe dahingestellt, ob die Altgewordene hier durch ihr Gedächtnis im Stiche gelassen ward, oder ob sie absichtlich jede, auch die leiseste Spur ihres Herzenserlebnisses zu verwischen trachtete. Übergeht sie doch auch, als sie der Orte gedenkt, wo Beethoven sich mit ihr und den Ihrigen zusammenfand, Korompa mit Stillschweigen und tut in ihren Memoiren überhaupt des Stammsitzes ihrer Familie nur einmal flüchtig Erwähnung. War in der Tat — was Lotti Languider als Meinung der Preßburger Freunde der Gräfin wiederholt betonte — Thereses Verbindung mit Beethoven nicht an ihr, sondern an ihm gescheitert, so erscheint es um so verständlicher, daß sie dies tiefgreifendste Erlebnis im Grund ihrer Seele barg und vor dem Offenbarwerden mit heiliger Scheu hütete. —

Den von mir gleichzeitig mitgeteilten Briefen Therese Brunsviks an Schober verglichen, ist der sprachliche Ausdruck der Memoiren unbeherrschter. Freilich eine Siebzigerin begann, eine Achtzigerin vollendete sie. Daher die mehrfach vorkommenden Gedächtnisfehler in Anführung von Daten. Daher ferner das oft Springende der Darstellung, das Zusammengehörendes getrennt erzählt und dem Gang der Ereignisse bald vorgreift, bald auf früher Geschehenes zurückgeht. Daher endlich auch mehrfache Längen und Wiederholungen, die nach Ausschaltung verlangten. Überdem hat der Schreiber der mir vorliegenden Abschrift im zweiten Teil der Memoiren augenscheinlich die richtige Reihenfolge der Blätter nicht eingehalten. Da den Besitzern derselben nicht bekannt ist, ob und wo das

[1]) Thayer, Beethovens Leben, III, S. 16.

Original noch vorhanden, sah ich mich genötigt, die zeitliche Folge nach bestem Ermessen möglichst wieder herzustellen. Gestrichen und zusammengezogen wurde manches. Hinzugetan sind nur einzelne in eckige Klammern gesetzte Worte. Der Reiz des Persönlichen, der Charakter und Wert des historischen Dokumentes sollte diesen Blättern gewahrt bleiben.

* * *

Mein halbes Jahrhundert.

September 1846.

Ereignißvolles halbes Jahrhundert von 1775 bis 1846, welches die politische Erde und die Menschenwelt herumwarf, wie wenn es Würfel wären, das einen Napoleon schuf und erzog! Das lebte ich mit in meinem bescheidenen Ungarn, das unmittelbar weniger — aber mittelbar häufig hineingezogen ward in die Umwandlungen und ihre Folgen. Amerikas Schicksale verfolgte mein edler Vater mit Liebesblick — der Tod entriß uns den Theueren in der Blüthe seiner Jahre 1792. Ich war auferzogen mit den Namen Washington und Benjamin Franklin; in der Krankheit des Vaters mußte ich ihm Homer's Odyssee, leider in französischer Übersetzung, vorlesen; ich war 8 Jahre alt. Schon damals ward meinem Geist ein gewisser Ernst, eine gewisse Tiefe eingeprägt. Mit seiner Liebe für Amerika und die Freiheit der eigenen Regierung liebte mein Vater die englische Sprache. Er liebte standhaft durch 3 Jahre, gegen den Wunsch seines Vaters, das schöne, geistreiche aber geldarme Fräulein von Seeberg, die später mein geistiges Leben in eiserner Faust hielt.

Endlich schlug die Stunde: Maria Theresia, der große König, befahl ihrem Getreuen Anton v. Brunsvik: „Höre er, mein lieber Brunsvik, sein Sohn muß die Seeberg heurathen!" — und in wenigen Tagen darauf waren sie getraut.

Ihr erstes Kind, ein Mädchen, genoß die Ehre, die große Frau zur Taufpathin zu erhalten — und wurde Marie Theres genannt. Sie erblickte das Licht der Welt den 27. Juli 1775, Morgens mit Sonnenaufgang.

Die Eltern liebten sich herzinnig, und doch wußte der Vater (Referendar bei der Statthalterei) Zeit zu gewinnen, der Mutter den Vorschlag machend, einen Sprachlehrer für die englische Sprache zu nehmen. Diese Liebe und Thätigkeit begleitete ihn bis zum Grabe. Den letzten Sommer seiner Brustleiden, den wir in Weißkirchen bei Tyrnau zubrachten, unterhielt er sich damit, seinen 4 Kindern Unterricht in der englischen Sprache zu ertheilen. .. Ich ward das Ebenbild des Vaters, obwohl Schwester Josephine in den Zügen ihm mehr ähnlich war. Die Mutter war sehr streng und sehr genau oder sparsam. Der Vater Seeberg gab uns sehr wenig und die Mutter Seeberg konnte nichts geben, als von ihrer Pension 200 Fl. Um so mehr glaubte die sehr verständige Mutter sich zur äußersten Sparsamkeit bestimmen zu müssen, als der Vater, unendlich edel, großmüthig, liberal, tausend Liebhabereien hatte. Sie gewöhnte sich, den Zügel immer straffer anzuziehen, und dieses blieb ihr bis ans Ende. Der Knabe Franz, der nicht alleinige Namensträger, erntete allein die Früchte der Zeit und der Sparsamkeit. Uns drei Schwestern drückte aber das Leben in die Enge und der erste Antrag zu einer Heurath ward in dieser Hinsicht von der Mutter sogleich angenommen, und sie ward getäuscht, um dadurch ihre Töchter unaussprechlich unglücklich zu machen! Denn diese Heurath der edlen Josephine — dieser Schicksalsring, der ihr, der schönen, geistreich Strebenden, an den Finger gesteckt wurde, ward die Entscheidung auch für die beiden andern Schwestern.

Bleiben wir bei der einfachen Erzählung: Als Therese 3 Jahr und Franz 2 Jahr alt war, nahmen die Eltern einen Hauslehrer an, einen Oesterreicher, Mathias Rohringer, ein braver, lieber, aber sehr beschränkter Mann. Er war Chor-

knabe in Stammersdorf gewesen, wußte die Elementarschulkenntnisse genau und spielte Clavier. Die 3jährige wurde vor das Clavier gesetzt (mein Vater war der Musik leidenschaftlich ergeben) und mit solchem Erfolg gelehrt und gelehrig, daß sie mit 6 Jahren vor dem Publikum (der Noblesse beider Städte Budapesth), mit ganzem Orchester begleitet, ein Concert von Rosetti spielte. Noch erinnere ich mich des Augenblicks, als ich auf den Polster gehoben wurde und ohne alle Scheu meine Stücke spielte. Ich lernte gerne und erinnere mich auch, später meinem Lehrer sehr oft die aufgegebene Lection wieder zurück gegeben zu haben mit der Bemerkung, diese sey zu leicht — Etwas Schwereres! Leider wurden diese Anlagen, als wir das Unglück hatten, unsern vielgeliebten Vater so früh zu verlieren, wenig berücksichtigt. Unsere Mutter war ganz der weitläufigen Landwirthschaft hingegeben, wo Alles damals noch zu machen war. Die Türken, welche Ofen und die Umgegend 150 Jahre im Besitz hatten, verwüsteten Alles und machten es der Erde gleich. Mein Großvater Brunsvik, als er Martonvásár mit der Donation auf beide Geschlechter übernahm, fand nur (zum Theil) eine Wasserwüste. Ein einziges Haus und ein Paar Putri für die Schafhirten, ein Baum stand auf 8000 Joch Hochgrund. Es war eine Pußta. So habe ich es in dem verflossenen halben Jahrhundert in Ungarn aller Orten gesehen: Das Werden einer Civilisation, namentlich in Martonvásár, wo wir 8 Monate des Jahres lebten. Meine Mutter dirigirte Alles, ritt auf die Felder und blieb halbe Tage weg. Mit dem Hofrichter correspondirte sie latein. Wir waren uns selbst überlassen und konnten nach Herzenslust poetisiren.

Wir hatten keine bestimmte Lectüre und lasen Alles, was uns unter die Hände kam — die Romane der guten Mutter Seeberg etc. — und studirten die lateinischen Bücher, die der Bruder aus dem Gymnasium mitbrachte. Als wir 11 bis 14 Jahre alt waren, componirten wir sehr ernsthaft eine So-

cietätsrepublik, und noch heute weiß ich nichts Besseres und Glücklicheres! Es war die Platonische Republik im Kleinen. Vier Jahre hatten wir eine Gouvernante aus dem Herrnalserstift, das war Alles; und ich erinnere mich, daß ich die Geographie bei Portugal anfing und bei Spanien stehen blieb, so daß ich nichts gründlich kenne, als die spanischen Provinzen und Flüsse. Ein junger Herr gab mir Klopstocks Oden und sie wurden meine Bibel. Früher gab ein anderer mir Matthisson und Salis' Gedichte — alles berauschte mich. Ich schrieb Lyrik und Erzählungen, lernte auswendig, hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß ich auf ein- zweymal Lesen Gedichte auswendig behielt, und nicht selten war es mir vergönnt, meine Cousinen damit zu unterhalten.

Mein Vater war sehr lebhaft und gesellig — es war ihm leicht, eine Gesellschaft von 100 Personen ganz allein zu amüsiren. Er hatte selten dagegen seine Referate ausgearbeitet, und mehr als einmal (erzählten seine Freunde,) kam er in die Sitzung mit weißen Bögen, und las so classisch herunter, wovon sich's handelte, daß nur die Nächstsitzenden die leeren Bögen bemerkten. Wie ganz anders hätte sich unser Leben gestaltet, wenn er gelebt hätte!! Er war sehr geistreich und liebte mich besonders. Kaiser Joseph zeichnete ihn aus. Er wurde Obergespan der Barser und königl. Commissar der Neutraer, Preßburger, Trentschiner Gespanschaften, wenn ich mich recht erinnere, in jener traurigen Zeit, wo wir alle in Neutra etablirt waren und wo er seine Treue bald mit dem Leben gebüßt hätte. Die damaligen Stürme, das laute Reden legten den Grund zu seiner Krankheit, die bald unheilbar ward. Die Unruhen in den Niederlanden, der Tod Josephs, die französischen Revolutions-Stürme, der letzte unglückliche Türkenkrieg, alle diese schnell sich folgenden Ereignisse mögen seine zarte Constitution erschüttert haben; vermuthlich auch eine verkehrte ärztliche Behandlung.

„Liebe Therese", sagte er mir, da ich sein Bett nie verließ

und ihm die lieben Haare streicheln, ihm vorlesen und erzählen mußte, „liebe Therese, du wirst sehen, Martonvásár wird ein Paradies.“ Nun, der Bruder hat es auch dazu gemacht, und nie gehe ich in den Schatten der Millionen Bäume, die jetzt dort in aller Fülle prangen, ohne seinen Schatten zu fragen: „Ist's dir auch so recht, mein lieber Vater?!“

Die gute Mutter hielt uns sehr kurz; denn sie sagte: „ich war ein armes Mädchen; ich habe der Familie Brunsvik nichts zugebracht, so will ich wenigstens für sie wirthschaften“ — also sehr karg! Dennoch legte ich Groschen zu Groschen, um dem Vater ein Monument zu setzen, bei dem ich verweilen konnte. Ich hatte mein Gärtchen im großen Garten, da ließ ich einen Grabhügel aufwerfen und eine Pyramide von rothem Marmor darauf setzen, ciselirt und mit der einfachen Inschrift: Dem besten Vater, seine Tochter Therese. Auch diese ist zertrümmert; man wußte nicht, sie mir zu erhalten! — An diesem grünen Hügel saß ich stundenlang und phantasirte. Als ich 16 Jahre alt war, weihte ich mich an dieser Stelle sehr feierlich zur Priesterin der Wahrheit und beschloß, mich nie zu vermählen.

Es entwickelte sich viel Energie, mußte aber erlahmen in Unthätigkeit. Nirgends Anklang, überall Widerstand; keine Leitung, kein Vorbild. Der Geist wurde sehr religiös, tief durchdrungen von der Göttlichkeit der Schöpfung und der Sendung. Da ich kein anderes Kloster kannte, wollte ich mich der Erziehung weihen und zu den sogenannten englischen Fräuleins eintreten. Sie wollten, ich sollte zuerst die Welt kennen lernen, um meinen Beruf zu erkennen. Was ich schrieb, war alles dogmatisch. So ging es fort.

Wir waren sehr einig und liebten uns innig, besonders aber den Bruder, der sehr liebreich mit uns war; seine Freunde wurden sehr bald unsere Freunde. Die 4 Monate in der Stadt hielt die Mutter uns Meister; wie verschlangen wir Alles, was sie uns lehrten, besonders Clavier, Zeichnen und Gesang; der

Unterricht aber war schlecht, nur Nachpinseln! Dennoch brachte ich es sehr weit und wurde schon als Clavierspielerin belobt; machte schöne Bilder, besonders hatte ich Talent, die Menschen aus dem Kopf zu porträtiren in einer eigenen Manier; diese Bildchen wurden mir entrissen, kaum daß sie fertig waren.

Endlich brach der große Tag an, wo unser Lebensglück entschieden werden sollte. Unsere Mutter führte uns so zu sagen aus der Kinderstube nach Wien. 18 Tage und 3 Stunden waren wir da und Alles war entschieden — nämlich Josephine wurde verheurathet. Von hier an waren die bittersten Tage und die tragischsten Ereignisse unser Loos, so kindlich wir bis jetzt gespielt hatten. Die gute Mutter war ein Freigeist in der Erziehungswissenschaft — sie behauptete: Erziehung und Unterricht habe gar keinen Einfluß auf Character und Intelligenz; was der Mensch werden soll, wird er doch, das ist schon gegeben; was die Menschen dafür thun, ist null oder schädlich. Diese freie Entwicklung kam uns freilich sehr zu statten — hingegen war alles Bruchstück, was wir wußten, und in der Folge empfanden wir dies recht schmerzlich. Poesie, Aesthetik und schöne Künste war unser Leben.

Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich, die Aelteste, auf $1\frac{1}{2}$ Jahr in eine Pension nach Wien gegeben wurde, als ich 12 Jahre alt war, zu der Mme Billig Preindl. Der berühmte Regens chori zu St. Peter war mein Claviermeister; ein italienischer Abbate unterrichtete mich in seiner Sprache, ich machte ihm viel Verdruß, da ich durchaus nach seiner Methode und strengem Ernst nicht lernen wollte; die anderen Meister waren zufrieden.

Als wir jene merkwürdigen 18 Tage in Wien waren, wünschte meine Mutter ihren zwei Töchtern Therese und Josephine den unschätzbaren Musikunterricht Beethovens zu verschaffen. Beethoven, wie Adalbert Rosti, ein Schulfreund meines Bruders, versicherte, würde nicht zu bewegen sein, der bloßen Einladung zu folgen; wenn aber Ihre Excellenz sich

bequemen, die drei Treppen der engen Wendeltreppe am St. Peterplatz zu erklimmen, und ihm die Visite zu machen, so möchte er für den Erfolg bürgen. — Dieß geschah. Meine Sonate Beethovens mit Violine und Violoncello-Begleitung, wie ein Mädchen, das zur Schule geht, unter dem Arm, traten wir ein. Der unsterbliche, liebe Louis van Beethoven war sehr freundlich und so höflich, als er es sein konnte. Nach einigen Phrasen de part et d'autre setzte er mich an sein verstimmtes Piano und ich begann gleich damit, Violine und Violoncellobegleitung mit zu singen und spielte dabei recht brav. Dieß entzückte ihn so sehr, daß er versprach, täglich zu kommen, in das Hôtel zum Erzherzog Carl — damals goldenen Greifen. Es war das letzte Jahr des verflossenen Jahrhunderts, im May. Er kam fleißig, blieb aber statt einer Stunde von 12, bis oft 4 bis 5 Uhr, und wurde nicht müde, meine Finger, die ich empor zu strecken und flach zu halten gelehrt ward, nieder zu halten und zu biegen. Der Edle muß sehr zufrieden gewesen sein; denn durch 16 Tage blieb er nicht ein einzigsmal aus. Wir spürten bis 5 Uhr keinen Hunger. Die gute Mutter hungerte mit — die Wirthsleute aber waren sehr entrüstet; denn damals war es noch nicht Sitte um 5 Uhr Abends zu Mittag zu speisen.

Damals ward mit Beethoven die innige, herzliche Freundschaft geschlossen, die bis an sein Lebensende dauerte. Er kam nach Ofen; er kam nach Martonvásár, er wurde in unsere Societäts-Republik von auserlesenen Menschen aufgenommen. Ein runder Platz ward mit hohen edlen Linden bepflanzt; jeder Baum trug den Namen eines Mitgliedes, und auch in deren schmerzlicher Abwesenheit sprachen wir mit ihren Sinnbildern, unterhielten und belehrten uns mit ihnen. Sehr oft, nachdem der gute Morgen gesagt ward, frug ich den Baum um dieß und das, was ich gern erklärt wissen wollte, und er blieb nie die Antwort schuldig!

In Wien waren [wir] die 18 Tage sehr angestrengt thätig. Die

Mutter führte uns in Fabriken und Ateliers, alles Erreichbare wurde uns gezeigt. Tante Finta, eine Weltfrau mit 4 Töchtern, arrangirte Spazierfahrten: Prater, Augarten, Lusci-Garten in Dornbach. Ueberall wurde gefrühstückt. Theater; die Abende bei ihr getanzt, und noch um 10—11 Uhr beim Nachhausegehen auf dem Graben Eis gegessen, geschäkert und gelacht. Um 4 Uhr früh schon wieder auf, gekleidet sein, um 5 Uhr in die Parthie ins Grüne — das war ein Leben, und doch mußte Beethoven, der auch bei den Festen war, befriedigt werden; das war eine Passion! Also die Nächte geübt. Die Nachbarn verzweifelten und zogen weg. Wir waren jung, frisch, schön, kindlich, naiv. Wer uns sah, liebte uns. Anbeter hatten wir auch, — darunter war der 50jährige Graf Joseph Deym.

Es war ungefähr 5 Uhr Abends, als wir in Wien angekommen waren mit eigenen Pferden von Martonvásár über Raab, die Haide, Bruck an der Leytha, in einfachen weißen Perkalkleidern. Nach einiger Erfrischung führte uns die Mutter, um den Abend noch etwas zu sehen, in die damals sehr gesuchte Müllerische Kunstgallerie am rothen Thurm. Ohne Ahnung traten wir ein; zwei Diener in Livrée begleiteten uns, (übrigens waren wir schlicht gekleidet,) diesen gaben wir unsere Schawls. Kaum einige Schritte vorwärtsgehend, kam uns ein ältlicher Herr entgegen, der über Alles Auskunft wußte und uns sehr freundlich unterhielt — es war H. Müller (Graf Deym), der Eigenthümer; mein künftiger Schwager! Er erzählte uns nachmals, daß wir ihm aufgefallen waren, eben in der unmodischen Kleidung. Josephinens Anblick hatte den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte sich gesagt: „Diese muß meine Frau werden. Vielleicht ist die Mutter eine Offiziers-Wittwe, die Pension sucht." Er hatte sogar einen kleinen Riß am Aermel beobachtet — „Also arm!" Als wir aber die Tour gemacht hatten und am Ausgange waren, traten die Diener uns entgegen und fragten, ob Ihre

Excellenz den Schawl umlegen wollen? — Da stutzte Deym. Dieser Excellenz-Titel kostete ihm eine unruhige Nacht. Dennoch war er um 9 Uhr Morgens schon im Gasthof, ließ sich melden und trug sich an mit Allem, womit er uns in dieser großen Stadt dienen könnte oder uns begleiten dürfte. Mit der feinsten, gewandtesten Art wußte er der Mutter gute Meinung zu captiviren. Er verschaffte uns Entréebilletten in alle kaiserlichen Sammlungen; alle Riegel flogen vor ihm auf. Er wurde unser täglicher Begleiter. Am Ende des Séjours kam er wie gewöhnlich um 9 Uhr früh (wenn keine Parthie arrangirt war) und bat die Mutter um eine Unterredung. Nach einigen Minuten wurde Josephine in's Nebenzimmer gerufen und meine Mutter stellte ihr den Grafen Deym in Herrn Müller vor. „Er wird sich als Kammerherr des Kaisers legitimiren; du kannst", sprach sie, „liebe Josephine, mich und deine Schwestern glücklich machen!" Mehr bedurfte die große Seele, das großmüthige Herz Josephinens nicht — nach kurzem innerlichen Kampf schwebte ein kaum vernehmbares „Ja" über ihre zitternden Lippen — und diesem „Ja" opferte sie ihr ganzes Lebensglück, die Edelmüthige! Sie wußte wohl nicht, was sie that, was sie einging! Bald darauf stürzte sie sich an meinen Hals und weinte einen Strom von Thränen. „Nicht wahr", sagte sie, „du lösest das Wort, du heuratheſt ihn; du machst uns glücklich, ich kann nicht!"

Meine Mutter verließ mit uns Wien, ohne nur mit einem einzigen Menschen über Herrn Müller und seine finanzielle Lage zu sprechen. Leider! Er und sie waren getäuscht durch ihre Unkenntniß der Menschen und Dinge. 6 Wochen darauf war Josephine durch den Bischof von Weißenburg in Martonvásár am Altare getraut. Gleich gegen Abend fuhren die Wägen vor und Josephine, aus den Armen ihrer Geschwister entführt, fuhr westwärts, wo ein ganz schwarzes Gewitter am Himmel stand. Thereſe, die Cassandra der Familie,

die Priesterin der Wahrheit, ahnte und sprach es aus: „Sie geht einem schweren Geschick entgegen! Schwarz wie das Firmament!“

Es war so! Schwer gewöhnte sich Josephine an den fremden, alten Mann, der gleich in sehr kritische finanzielle und gesellschaftliche Verwicklungen kam. Mit der Aristokratie hatte er früher gebrochen, als er noch nicht Mann war und in Folge eines Duells den Namen Müller annahm, den er 30 Jahr führte. Jetzt verdarb er es, als er eine Gräfin zur Gattin nahm und in seinen Stand und Titel zurückkehrte, mit den reichen Banquiers und anderen bürgerlichen Häusern. Er lebte isolirt, zufrieden sein bildschönes junges Weibchen zu betrachten in Stunden, wo er nicht arbeiten mußte; denn jetzt galt es einen Kampf für seine Existenz. Sie hatte nicht dasselbe Vergnügen ihm gegenüber zu sitzen; er hütete sie mit der größten Eifersucht vor jedem Umgang. Abends kamen alte Freunde, die ihm treu blieben: Baron Gastheim sammt Frau. Eine Parthie Whist mußte unsere Josephine den langen Abend spielen. Jedes Buch nahm er ihr aus den Händen — er war nicht literarisch gebildet. Musik war ihm zuwider. Aber sie war bald Mutter — am 5. May gebar sie ein Töchterchen, welches der Tante, Gräfin Golz, zu Ehren Victoire genannt wurde, dieselbe Victoire, hochgebildet, geistreich, das schönste Mädchen Wiens, welches mit 23 Jahren der jähe Tod uns raubte! Und diesen, von Sorgen und Kummer gedrückten, aber gutmüthigen Gemahl, an den sie sich kaum gewöhnt hatte, verlor sie, nachdem sie ihm noch zwei Knaben geboren und mit dem vierten Kinde guter Hoffnung war, auch an einer kurzen Krankheit ...

Gleich nach der Heurath glaubte Deym, wie es in allen civilisirten Ländern der Welt ist, würden die 30000 Fl. Mz. Mitgift, von der die Mutter gesprochen hatte, ausbezahlt; — er hatte sich ganz verrechnet, denn meine Mutter war gar nicht gesonnen, irgend Etwas herzugeben; auch die Staffirung

[war] so kärglich als möglich. Sie lebte einfach und war es so gewöhnt, Feindin sogar des Luxus. Sie hatte früher in die abgetragenen, kurzen ungarischen Dolmans des Bruders meine Schwester gesteckt, wenn es kalt [war], oder die eigenen Aermel zerrissen waren! Sie hatte uns später für alle Kleider, Schuh, Handschuh, Wäsche 200 Fl. W. W. jährlich ausgeworfen. In Wien hatten wir ein und dasselbe neuseidene Kleid 18 Tage getragen. Diese Einfachheit gefiel ihr und ist immer geblieben. Aber Deym wollte mit Luxus seine gräfliche Gemahlin einführen; er war es so gewöhnt zu sehen. Prächtige Zimmer; das Ehebett inwendig mit einer Lampe; prächtige Equipage, und die Toilette mußte assortirt sein etc. Die Wiederlage im Ehecontract waren 50000 Fl. Die Mutter, dießmal unglücklicherweise vorsichtig, wollte Intabulation; er versprach sie zwar, wußte aber wohl, daß dies sein Ruin sein würde; denn er hatte ebensoviel Schulden als Eigenthum. Er verschob es weislich.

Zur ersten Entbindung oder vielmehr nach derselben kamen wir (ich schon früher) nach Wien. Nun brach das schrecklichste Gewitter los, als meine Mutter alles erfuhr; sie nahm sogleich einen Advocaten, kein Zureden half — sie drang darauf, die Tochter zu trennen und wieder mit sich zu nehmen. Aber Josephine, edler und vernünftiger, blieb standhaft. „Ich habe geschworen," sagte sie, „Glück und Unglück mit ihm zu teilen, ich werde ihn nicht dreifach unglücklich machen." Die furchtbarsten Scenen dauerten bei sechs Wochen, und Josephine war ganz Mutter; sie nährte ihr Kind selbst. Schön wie ein Engel; erst da war die Knospe völlig zur Blüthe gekommen, ihr schönes Kindchen an der Brust, war sie zum Entzücken. Sie hatte sich in das Wiener Leben, so weit sie durfte, bald gefunden. „Belle comme un ange et mise à peindre", sagten die Fashionablen von ihr, wenn sie im Cabriolet im Prater sich zeigte, oder an dem Arm des Gemahls durch die Straßen wandelte. Gesellschaften wurden gar nicht besucht. Die Aristo-

kratie kehrte ihm den Rücken, weil er bürgerliches Gewerbe trieb. Die reichen ehemaligen Bekannten konnte er nicht aufsuchen. Beethoven war der ſtandhafte Beſucher der jungen Gräfin — unentgeltlich gab er ihr Unterricht, und man mußte Beethoven ſein, um geduldet zu werden. Die zahlreiche Anverwandtſchaft, die Schweſtern ihres Vaters mit ihren Kindern, beſuchten häufig die liebenswürdige Nichte. Man gab zuweilen Tableaux; Deym verſtand, als ſelbſt Künſtler, dieß alles ſehr wohl und es machte ihm Spaß. Bald konnte die kleine Victoire mit figuriren. Man gab muſikaliſche Soirées. Der Bruder kam in ſeinen Ferien und machte Bekanntſchaft mit Beethoven. Die beiden Muſikgenies verbanden ſich innig und nie verließ mein Bruder den in ſeinen Finanzen ſo oft zerrütteten Freund, bis an ſein, helas! zu frühes Ende!

Als Deym etwas Ordnung in ſeine Einkünfte zu Wege gebracht hatte, machte er eine kurze Reiſe mit Gemahlin und ſeinem jungen Schwager Franz, der die Schulen eben endete; es war October und November 1803. Die Abſicht war, den Winter in Prag zu leben, wo Schweſter Golz (ohne Kinder) und der Bruder Caſimir, vormals Präſident in Lemberg, nun in Prag mit zwei Töchtern wohnten. Alles wurde zur Ueberſiedelung gepackt. Zwei Knaben, Fritz und Carl, $1\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{2}$ Jahr alt, wurden zu uns nach Ofen gegeben, das Töchterchen mitgenommen. Die Reiſe ging über Prag nach Dresden und Leipzig und dann zurück.

Bruder Franz allein ging noch nach Berlin. Er war nahe daran umzukommen auf der Rückreiſe. Er kaufte ſich nämlich in Berlin ein Reitpferd mit Sattel und Zeug und ritt ganz allein von Berlin nach Prag. Ein fürchterlicher Schneewind erhob ſich gegen Abend und der einzige Sohn meiner Mutter verirrte ſich, und nur mit äußerſter Anſtrengung des Pferdes und ſeines Scharfſinns konnte Franz ſich wie durch ein Wunder der Allmacht retten.

Schwager Deym war indeſſen wieder nach Wien und den

4. December nach Ofen gereist, um seine beiden Knaben abzuholen. Er kam mit einem gräulichen Husten an. Wir pflegten ihn, so gut es ging, in den paar Tagen, und er reiste leider Tag und Nacht mit den beiden Kindern und ihrer Wärterin in der schlimmsten Jahreszeit bis Prag. Kaum angekommen, mußte er sich legen — die Aerzte erklärten die galoppirende Lungensucht, und nach siebentägiger, schrecklicher Agonie war er, der Treffliche, eine Leiche! Josephine, zum Entbinden, stand an seinem Bette Tag und Nacht, ihn zu pflegen mit beispielloser Geduld und Ausharrung. Er machte sein Testament und gab darin das schönste Zeugniß seiner Gemahlin über ihre aufopfernde Liebe und treue Anhänglichkeit. Er übertrug der jungen Frau die Vormundschaft über Kinder und Vermögen, unterrichtete sie, wie sie sich gegen das Landrecht und gegen diesen und jenen zu verhalten habe als deutsche Wittwe. Welche Erschöpfung dieses Alles hervorbringen mußte, kann man sich denken. Nach einigen Worten ging der Athem aus — die Lunge war in Auflösung.

Was hat die junge Gattin gelitten, da sie ihren Beschützer und Rathgeber in so verwickelten Zuständen so enden sah; so plötzlich, so unerwartet! Der Bruder stand wie ein Engel ihr zur Seite und verließ sie nicht.

Nachdem alle Feierlichkeiten und Abschiednehmen vorüber waren, wurde Ende Jänner die Reise nach Wien angetreten. Die Besorgnisse des jungen Bruders waren grenzenlos. Jede Nacht dachte er durch Kindergeschrei aufgeweckt zu werden. 1804 reisete man nicht so leicht und so geschwind wie jetzt mit der Eisenbahn; es war eine sehr beschwerliche Fahrt mit drei kleinen Kindern und einer hochschwangeren Frau. Doch erreichte man glücklich Wien. In Böhmen hatte Deym wohlwollende Freunde: ein Wrtby, ein edler Mann, ein Friedrich Nostitz — Letzterer, Taufpathe des älteren Knaben Fritz (der jetzt in Prag eine große Rolle spielt), trug sein hübsches Haus im Prater der unglücklichen Wittwe Josephine zur Absteig-

Wohnung an. Kaum dort angekommen, ließ sie eilig sich und ihren drei Unmündigen schwarze Tieftrauerkleider machen und ging zum Kaiser, der immer ein Protector Deyms war (der Einzige, der seinen Stand wußte), und empfahl sich ihm in der bedrängten Lage. Der Kaiser war gerührt und gütig nach seiner Art: „Weinen Sie nicht, Ihre Kinder sind meine Kinder," sagte er, — hat aber nie Wort gehalten.

Die Briefe aus Prag hatten uns aufgestört — unvergeßlich bleibt diese Zeit und dieser schreckhafte Eindruck. Die Mutter war augenblicklich mit beiden Töchtern auf dem Wege nach Wien. Bei Badendorf hatte uns in einem ungeheuren Glaswagen das böse Wetter und der unendliche Schnee zu Bergen aufgehäuft auf der Straße gefunden, und nur mit großer Arbeit konnte der Wagen befreit und die Station erreicht werden. Vier Tage nach ihrer Ankunft in Wien war Josephine von einem gesunden Mädchen genesen, die den Namen Josephine erhielt. Wir fanden schon Alles vorüber. Nun war aber die junge Mutter mit vier Kindern von Geschäften überhäuft, die sie erst zu führen lernen mußte: einer Kunstgallerie mit täglich zu verrechnenden Eintrittspreisen, 80 zu vermiethenden Zimmern eines Prachtgebäudes in der Luft. Denn der Kaiser und die Baudirektion hatten dem Herrn Müller wohl die Erlaubniß, auf den Casematten zu bauen ertheilt (eine Kunstgallerie nämlich), aber keine Vermiethungswohnung, und das Erdgeschoß, wo die Bergkammer ihre ungeheuern Magazine hatte, wo sogar feuergefährliche Dinge aufbewahrt wurden, war zwar gegen Erbauung eines andern Gebäudes dieser Ausdehnung versprochen, aber trotz dem kaiserlichen Wort nie gehalten worden. Nur vier dieser Magazine hatte Deym erhalten können, um ein großes Treppenhaus und noch zwei Treppen aufbauen zu können. Zum Mitvormund hatte der Sterbende den Grafen Sauer ernannt, ein zwar ehrlicher, aber ungeheuer phlegmatischer und pedantischer Mann, der der genialen Mutter viel zu schaffen machte. Graf Carl Zichy, Minister der Finan-

zen, unser Landsmann, verdarb immer alles, was die Behörden schon bewilligt hatten! So behandelte man die Kinder des Landesvaters! Nun waren die Quartiere Jahrweise schwer zu vermiethen, obwohl die Lage des Hauses am rothen Thurmthor mit herrlicher Aussicht in die Berge einzig schön war; edel gebaut, mit hohen Fenstern und Thüren, prächtigem Aufgang. Es mußte also meublirt und monatweise an Fremde vermiethet werden.

Als der Winter vorüber war, miethete Josephine eine Wohnung in Hietzing, um ihre dermal schon angegriffene Gesundheit etwas herzustellen, und bat Charlotten, die Schwester, zur Gesellschaft aus. Hier wurde der junge Graf Emerich Teleky, der eben von seinen Reisen und Studien aus Göttingen heimkehrte, den beiden Damen vorgestellt. Er verliebte sich in das Ohr Charlottens, wie er uns später sagte, und kaum zu Hause angelangt, verlangte er sie zur Gattin.

Mein Bruder war damals auf seiner großen Reise — er besuchte Frankreich und England hauptsächlich in Agrikulturhinsicht, war [auch] bei der Krönung Napoleons in Paris gegenwärtig. Meine Mutter wollte ihn schon etwas gelten machen und wollte seine Meinung über die Werbung wissen. In seinem laconischen Styl antwortete er: „Die Gelegenheit habe nur einen Schopf, bei dem müsse man sie fassen."

Graf Teleky schrieb meiner Mutter, „obwohl Protestant" etc. Sie schrieb zurück, daß sie keine Vorurtheile hege, aber drei Bedingnisse zu ihrer Einwilligung setze. Erstens, daß ein katholischer Hauscaplan gehalten werde. Zweitens, daß die Neuvermählten immer einen Winter bei seiner Mutter und den andern bei ihr zubringen müßten; die dritte habe ich vergessen. Er versprach Alles, hielt aber nichts. Keinen eigenwilligeren Tyrannen hat die Welt noch je gesehen! Meine arme Schwester war zwar geehrt, geachtet und geliebt — aber dennoch unglücklich. Sie war im Herbste zurückgekommen, das Jawort war gegeben; sie sagte: „Die Stimme des Herzens ist des Schick-

fals Stimme." Im Frühjahre darauf ward sie an demselben Altare getraut — nachdem Graf Emerich aus eingebildeter Eifersucht sich erschießen wollte, aber nur den Arm statt das Herz traf — wo Josephine das ungeheure Opfer ihres Lebensglückes gebracht hatte.

In Siebenbürgen angekommen, war sie weder der Clausenburger Societät, noch der Schwiegermama recht. Die Mütter hätten dem reichen einzigen Sohne gerne ihre Töchter gegeben, und die Mutter hatte sich eine Siebenbürgerin gewünscht — damals und vielleicht auch jetzt galt Ungarn für „Ausland". Charlotte aber machte ihren von Eigenheiten aller Art strotzenden Gemahl sehr glücklich durch grenzenlose Nachsicht; [sie war ein] Engel an Geduld und Sanftmuth bis an das Ende ihres Lebens.

Graf Emerich Teleky war und ist noch sehr kränklich. Sein brutaler Hofmeister, vulgo Erzieher oder Verzieher, wandte grausame Mittel an, unter andern ließ er den schwachen Knaben halbe Tage lang auf Erbsen knieen. Seine Mutter war als bildschöne, stattliche Frau (voll Verstand, aber unkultivirt) eines Tages plötzlich auf den Gütern des Vaters Emerich's erschienen, schon gesegneten Leibes, und verlangte im Schlosse zu Lóna zu wohnen, indem sie die Gräfin Teleky sei. Die Beamten machten große Augen und schrieben dem Grafen, der sogleich nach Hause kam. Niemand erfuhr seither, wer sie war, auch nicht der Sohn. Ihre Briefe kamen unter der Adresse née Meyer. Sie hatte bald zwei Söhne nach einander geboren, wovon der Aeltere nach langwieriger Lähmung elend starb; der Jüngere, mein Herr Schwager, erbte die großen Güter, d. h. er theilte mit der Mutter und führte seine junge Frau, wo noch kein Haus stand, in eine Einöde, ein wallachisches Dorf Hosszufalu, an der Grenze des Szathmárer Comitats, zwei Stunden von den Goldbergen und der Stadt Nagybánya, grenzend gegen Norden an die Marmaros, von vier Flüssen umgeben, wie man die Hölle mythologisch abbildet: Cocytus etc. Hier heißen sie: die Szamos, die Lapos, die

Arangos und die Berszo. Doktor, Apotheke, der Geistliche und die Kirche sind zwei Stunden weit mit Lebensgefahr aufzusuchen, denn von Brücken über die reißenden Ströme und auch von Fährten, außer über den Szamos, weiß man nichts in Kòrös (Bezirk).

Dort lebte und dort starb die Edle! Durch ihre zu große Nachgiebigkeit wurde der Gatte zuletzt Misanthrop — er haßte die Menschen und besonders seine Landsleute, verschloß sich in sein Arbeitszimmer, wo er sich der Gelehrsamkeit hingab. Er ist voll Verstand, Witz und Satyre, ein prächtiger Kopf, seine Landsleute würden ihn ehren, er könnte viel Gutes stiften; aber was er will und vorschlägt, ist zu rein und erhaben, als daß sie es benützen könnten. Gerecht ist er und wohlthätig für seine Bauern, aber launisch und in seinem Hause unerträglich. Niemand darf sein Schreibzimmer betreten, um zu reinigen; kein Fenster darf geöffnet werden, absolut in Allem, gilt nur sein Wille. So erzog er zwei Töchter und einen Sohn.

Unterdessen gingen die Weltereignisse ihren fürchterlichen Gang. Europa war in Flammen und unser König mußte einen 30jährigen Krieg aushalten. Dreißig Jahre lang bluteten die Völker; man stahl ihnen das Geld aus den Taschen. Wer 1812[1]) im März sich als ein Capitalist, der Frau und Kinder glücklich machen konnte, niederlegte, stand am Morgen als Bettler auf — denn in der Nacht geschah das Unerhörte: das österreichisch-ungarische Geld hatte vier Theile von fünf seines Werthes verloren, und der 5. Theil wurde auch noch bald darauf devaloirt, um die Kriegskosten zu tragen und dem Staatsbanqueroute zuvor zu kommen. Man denke sich die Verstimmung und das Elend — man kann sagen in allen Classen! Damals galt Wien noch für die Residenz unseres Königs, den Mittelpunkt alles Werdens — jetzt wohl fühlt sich der Ungar und sorgt selbst, daß es besser werde. Was

[1]) Muß 1811 heißen.

damals anging, würde jetzt schwerlich mehr möglich sein. Zwey Principien streiten noch; welches wird siegen? Entweder [sind wir] tief elend wie die Polen, oder frei und selbstständig in 50 Jahren. Metternich (Mitternacht nennt man ihn) ist alt, — die polnische Geschichte hat ihn kopfkrank gemacht — Kolowrat ist viel ärger, der Czeche, Feind der Ungarn. Metternich sagte zu mir, als ich ihm 1830 die Kleinkinder-Asyle empfahl: „Sie haben den rechten Weg eingeschlagen, jetzt muß in Europa Alles durch Vereine gehen; die Behörden sind überhäuft, sie können nichts thun."

Es ist historisch, daß ich, Therese Brunsvik, den ersten Verein zusammen brachte 1829 und daß jetzt, 1846, mehr als 1000 Vereine im Vaterlande existiren. Schutzfrau soll ich sein in Lugos, Vorsteherin bin ich in Arad, nur Ofen und Pesth (Budapesth), die ich zur Ehre erhob, die ersten Kinder-Asyle in der Monarchie organisirt zu haben, vernachlässigen mich. Blos Herrn haben sich des Vereins bemächtigt — in ihrer Aufgeblasenheit verfehlen sie Alles! Zu dem zarten Geschäft gehört die zarte Führung der Frau.

Die Weltereignisse rückten uns näher. 1805 war die französische Armee in Wien und der große kleine Corporal in Schönbrunn als Kaiser. Ich war mit der Familie Joseph Brunsvik (Tavernicus des Reichs, Landes-Schatzmeister), Vaters Bruder, in Preßburg, wo die ungarischen Landesstände und Magnaten Reichstag hielten. Als ich die Annäherung erfuhr, eilte ich nach Wien. Josephine war bei unserer Mutter mit ihren Kindern, ließ alle ihre Effecten und werthvollen Sachen zusammenpacken und verschließen, kaufte 2 Pferde und fuhr in des Bruders Wagen, der auch dort exponirt war, allein bis Martonváśár . . .

1806 kam Josephine wieder nach Ungarn und wir reisten zusammen Ende May nach Siebenbürgen, um Schwester Lottchen zu besuchen; sie war guter Hoffnung und gebar am 6. July ein schönes, braunes, sehr großes Mädchen, welches Marie

Blanche getauft wurde; sie litt Unsägliches und man glaubte sie und das Kind schon verloren. In dieser Zeit litten auch die Schwestern sehr viel; denn Schwager Emerich in seiner finstern Laune sah überall Gespenster seines häuslichen Glücks. Wir, als frei geborne und frei erzogene Menschen, konnten freilich Vieles nicht verstehen und folglich nicht approbiren. Die ganze Lebensweise war uns fremd, wie sie es vor mehr als einem Jahr der guten Lotti war. Die gänzliche Selbstvernichtung, Selbstverläugnung und Unterordnung der schönen jungen Frau, welche freilich von uns beiden verschieden begabt war, empörte uns. Alle vier Kinder meiner Mutter waren in Preßburg geboren. Beim Herausgehen aus dem Hause, als sie mit ihrer Jüngsten guter Hoffnung war, begegnete ihr eine Mohrin. Wer erklärt, was das Volk „sich versehen" nennt? Genug das Kindchen, das zur Welt kam, hatte ein kurzes Näschen, breite aufgeworfene Lippen, prächtige schwarze, übergroße Augen. Sie war weiß und roth, wie Milch und Blut, später schön gebaut, sanft und lieblich, schwarzes Haar — ein schönes Mädchen geworden; doch blieb diese mohrische Bildung und sie wurde Roxelane genannt. Dies war Lottchen.

Ein unendliches Streben, ein seltener Fleiß war in den drei Schwestern. Keine Sprache, kein Wissen, keine Kunst, keine Handarbeit, deren sie habhaft werden konnten, entging ihnen. Alles war Selbsthilfe, Selbstthun — und nun mußten die älteren zwei die süße Schwester so furchtbar tyrannisirt sehen in dieser grausenhaften Wildniß! Emerich hatte über sein Thor später einen lateinischen Vers schreiben lassen, welcher hieß: „Glücklich, wer allein lebt" und alle Gäste abschrecken sollte. Nun aber wandte sich sein ganzer Ingrimm gegen die Schwestern, welche er, moralisch genommen, aus dem Hause verjagte; denn es gab Scenen, und die letzten 14 Tage speisten sie allein. Auf der Rückreise jedoch begleitete er sie. Wir hatten Lottens Schwiegermutter in Lóna und Clausenburg besucht. Ohngefähr 14 Tage waren wir an beiden Orten bei der

gaſtfreundlichen Gräfin Teleky. Die Rückreiſe war eine der ſchönſten, die man machen kann, von Clauſenburg-Királyhágó über Fekete-Tó, durch Wälder, Berge und Auen, immer an der Sebes Körös (die ſchnelle Körös), welche wir 42 mal überſchritten, durch Chauſſée-Weg nach Großwardein und Peſth.

Den Winter vorher, 1805 auf 6 hatten wir ſehr brillant gelebt. Der Kaiſer war geflüchtet mit allen Hofchargen und Archiven und ſeiner Gemahlin nach Totis in Ungarn, eine Tagereiſe von Ofen, geſchützt vor der Welt [durch] Komorn. Zu uns ins königl. Schloß kam Ferdinand v. Toscana mit ſeinen beiden Kindern, dermal aus Napoleons Gnaden Großherzog von Würzburg — ein leidenſchaftlicher Freund und Kenner der Muſik, des Geſanges. Nach dem Frieden, den Napoleon für gut fand in Preßburg zu ſchließen, oder noch während der Invaſion, waren jede Woche 2- oder 3 mal Muſiken: einmal im Schloß bei ihm (er hatte das wunderſchöne Tableau mit ſich geflüchtet: la Madonna del Granduca), einmal bei uns, einmal beim Grafen Széchényi in Peſth. Comteſſe Sophie, jetzige Gräfin Batthyany in Pinkaföld, und Comteſſe Dóry, nachmalige Markovits, ſangen wechſelweiſe den Sopran, Thereſe Brunsvik, einzige Altſängerin, die vom Blatte ſang, jedesmal den Alt; der Erzherzog-Großherzog ein prächtiger Baß. Der Claviermeiſter und Compoſiteur Spech mußte den Tag zweimal mit mir die ſchweren Partituren durchnehmen. Es wurden jedesmal ganze Oratorien vorgenommen: la Religione von Paer etc.

Gleich nach dem Eſſen üben, was durch ein paar Monate der Fall war, griff meine Geſundheit an; aber das Vergnügen, das dieſer liebenswürdige Fürſt darlegte, überwog alles. Sein Oberſthofmeiſter, Graf Wolkenſtein, machte förmlich die Cour meiner Joſephine, welche damals in allem Glanz der Jugend und Schönheit ſtrahlte, mit Geiſt, Witz und Verſtand. Der treffliche Großherzog ſagte oft im Scherz: „Die Meinige, die Ihrige", wenn er von uns zweien zu ihm ſprach. Als ſie

schieden, erhielt ich eine schöne Partitur eines Oratoriums gebunden und einige Zeilen des Lobes, des Dankes und der Theilnahme von ihm. Mit Wolkenstein blieben wir in Correspondenz und sahen beide wieder in Würzburg, als wir unsere Reise von Carlsbad aus durch Deutschland, die Schweiz und Italien machten, im Herbst 1808 und im Winter und Sommer 1809 — eine ebenso schicksalsreiche Reise, als die erste [vor] Trauung Josephinens war.

Meine Mutter war eine originelle Frau; die Weltleute nannten sie bizarr. Sie lebte ernst, blos ihren Pflichten. Sie war beschränkt, wie es bei ihrer Erziehung nicht wohl anders sein konnte. Die Großmutter Seeberg war eine äußerst verständige, liebe Frau, sie wußte aber in der damaligen Zeit ihren Geist nicht anders zu beschäftigen, als mit Kartenspiel; sie erzählte uns oft, sie habe ihre Parthie l'hombre gehabt von 10—12, die zweite von 3—5 und um 6 sei sie in eine Gesellschaft gefahren. Mutter machte dieses Leben mit durch 5—6 Jahre. Oberflächlich in ihren Ansichten, hatte sie doch einen stetigen consequenten Geist und eine rührende Sittenreinheit und Einfachheit. Als Franz, ihr Liebling, als sie ihn zum Mitregenten der Güter aufforderte und er die ganze Administration an sich riß, ihren alten Hofrichter entließ und Asboth als Inspector einsetzte, demzufolge Alles geändert und nach einem neuen System verwaltet wurde, der letztere sogar sich erfrechte, auf dem Tretplatz meiner Mutter zu sagen: „hier haben Euer Excellenz nichts mehr zu sagen", da mußte man ihre Seelenstärke bewundern. Sie ließ sich alles nehmen und schonte den Sohn ...

Damals waren Grundstücke, Güter noch wohlfeil zu kaufen. Meinem Vater hatte man in Theresiopel das Joch Gartenerde zu einem goldenen Dukaten angetragen: er war Aufhebungs-Commissair der Klöster unter Kaiser Joseph. Bál, Puszta agócz etc. wurden in seiner Nähe verkauft; diese prächtigen Herrschaften haben die Ürményi's ungeheuer reich gemacht. Er ver-

nachläſſigte es und meine Mutter als 30jährige Wittwe ditto. Beide gedachten ihrer genialen Töchter nicht, die einen ſo edlen Gebrauch davon gemacht hätten! War es Gottes Wille, daß wir arm bleiben mußten, oder nur die Zulaſſung beſchränkter Muthloſigkeit? Genug man benützte nicht die Zeitumſtände und exponirte dadurch den einzigen Sohn', für den allein gewirthſchaftet wurde, in unendliche Prozeſſe verwickelt zu ſehen. Beati possidentes, heißt es in Ungarn; das wußte Asboth wohl und gab der aufgehenden Sonne gegen die untergehende die Hilfe der That.

Martonváſár hatte durch Sümpfe und Stürme eine höchſt ungeſunde Lage. Wir hatten alle, 3 Stunden von der Hauptſtadt Ofen, immerwährend Fieber. Meine liebe Mutter hatte vier Jahre hindurch das viertägige Fieber, da ſie ſich durchaus nicht ſchonen und nicht diät halten wollte. Damals lag die Medizin in Finſterniß. Die Sonne Hahnemanns war noch nicht am Horizont des Jahrhunderts erſchienen.

1807 war Mütterchen noch Frau von Martonváſár und deſſen Einkünften. Beim Verkauf der Wolle hatte ſie 30000 Fl. Mz. auf dem Tiſche liegen. Vielleicht [bewog ſie] der geheime Wunſch auch mich verehelicht zu ſehen; genug ſie beſchloß den Monat July in Carlsbad, den Auguſt in Franzensbad zuzubringen. Wir fuhren von Martonváſár bis Carlsbad mit eigenen 4 Pferden, Kammerjungfer, Bediente. Beide Bäder waren mir verordnet. Ich war äußerſt ſchwächlich und zart; mit einem gekrümmten Rückgrat verband ich mit drei Jahren die ſogenannte engliſche Krankheit. Der Nervenleib beſonders blieb zart und ich denke, jene Bäder und die nachmalige ſehr diäte, einfache Lebensweiſe bei Schweſter Joſephine in Wittſchap (Mähren) und Wien haben mein Leben geſtärkt und erhalten. Franzensbad beſonders. Meine Mutter war ſo glücklich, mich wieder aufleben zu ſehen, daß ſie auf den Antrag des Egerer Stadt-Magiſtrats einging, einen Grund dort zu kaufen, ein großes Hôtel zu bauen und dazu das mir gehörige Capital zu

ſchieden, erhielt ich eine ſchöne Partitur eines Oratoriums gebunden und einige Zeilen des Lobes, des Dankes und der Theilnahme von ihm. Mit Wolkenſtein blieben wir in Correſpondenz und ſahen beide wieder in Würzburg, als wir unſere Reiſe von Carlsbad aus durch Deutſchland, die Schweiz und Italien machten, im Herbſt 1808 und im Winter und Sommer 1809 — eine ebenſo ſchickſalsreiche Reiſe, als die erſte [vor] Trauung Joſephinens war.

Meine Mutter war eine originelle Frau; die Weltleute nannten ſie bizarr. Sie lebte ernſt, blos ihren Pflichten. Sie war beſchränkt, wie es bei ihrer Erziehung nicht wohl anders ſein konnte. Die Großmutter Seeberg war eine äußerſt verſtändige, liebe Frau, ſie wußte aber in der damaligen Zeit ihren Geiſt nicht anders zu beſchäftigen, als mit Kartenſpiel; ſie erzählte uns oft, ſie habe ihre Parthie l'hombre gehabt von 10—12, die zweite von 3—5 und um 6 ſei ſie in eine Geſellſchaft gefahren. Mutter machte dieſes Leben mit durch 5—6 Jahre. Oberflächlich in ihren Anſichten, hatte ſie doch einen ſtetigen conſequenten Geiſt und eine rührende Sittenreinheit und Einfachheit. Als Franz, ihr Liebling, als ſie ihn zum Mitregenten der Güter aufforderte und er die ganze Adminiſtration an ſich riß, ihren alten Hofrichter entließ und Asboth als Inſpector einſetzte, demzufolge Alles geändert und nach einem neuen Syſtem verwaltet wurde, der letztere ſogar ſich erfrechte, auf dem Tretplatz meiner Mutter zu ſagen: „hier haben Euer Excellenz nichts mehr zu ſagen", da mußte man ihre Seelenſtärke bewundern. Sie ließ ſich alles nehmen und ſchonte den Sohn ...

Damals waren Grundſtücke, Güter noch wohlfeil zu kaufen. Meinem Vater hatte man in Thereſiopel das Joch Gartenerde zu einem goldenen Dukaten angetragen: er war Aufhebungs-Commiſſair der Klöſter unter Kaiſer Joſeph. Bál, Puszta agócz etc. wurden in ſeiner Nähe verkauft; dieſe prächtigen Herrſchaften haben die Ürményi's ungeheuer reich gemacht. Er ver-

nachläſſigte es und meine Mutter als 30jährige Wittwe ditto. Beide gedachten ihrer genialen Töchter nicht, die einen ſo edlen Gebrauch davon gemacht hätten! War es Gottes Wille, daß wir arm bleiben mußten, oder nur die Zulaſſung beſchränkter Muthloſigkeit? Genug man benützte nicht die Zeitumſtände und exponirte dadurch den einzigen Sohn, für den allein gewirthſchaftet wurde, in unendliche Prozeſſe verwickelt zu ſehen. Beati possidentes, heißt es in Ungarn; das wußte Asboth wohl und gab der aufgehenden Sonne gegen die untergehende die Hilfe der That.

Martonvásár hatte durch Sümpfe und Stürme eine höchſt ungeſunde Lage. Wir hatten alle, 3 Stunden von der Hauptſtadt Ofen, immerwährend Fieber. Meine liebe Mutter hatte vier Jahre hindurch das viertägige Fieber, da ſie ſich durchaus nicht ſchonen und nicht diät halten wollte. Damals lag die Medizin in Finſterniß. Die Sonne Hahnemanns war noch nicht am Horizont des Jahrhunderts erſchienen.

1807 war Mütterchen noch Frau von Martonvásár und deſſen Einkünften. Beim Verkauf der Wolle hatte ſie 30000 Fl. Mz. auf dem Tiſche liegen. Vielleicht [bewog ſie] der geheime Wunſch auch mich verehelicht zu ſehen; genug ſie beſchloß den Monat July in Carlsbad, den Auguſt in Franzensbad zuzubringen. Wir fuhren von Martonvásár bis Carlsbad mit eigenen 4 Pferden, Kammerjungfer, Bediente. Beide Bäder waren mir verordnet. Ich war äußerſt ſchwächlich und zart; mit einem gekrümmten Rückgrat verband ich mit drei Jahren die ſogenannte engliſche Krankheit. Der Nervenleib beſonders blieb zart und ich denke, jene Bäder und die nachmalige ſehr diäte, einfache Lebensweiſe bei Schweſter Joſephine in Wittſchap (Mähren) und Wien haben mein Leben geſtärkt und erhalten. Franzensbad beſonders. Meine Mutter war ſo glücklich, mich wieder aufleben zu ſehen, daß ſie auf den Antrag des Egerer Stadt-Magiſtrats einging, einen Grund dort zu kaufen, ein großes Hôtel zu bauen und dazu das mir gehörige Capital zu

verwenden. Was wäre damals alles für mich möglich gewesen! Franzensbad war im Werden, Marienbad noch nicht entdeckt. Unser Aufenthalt in Carlsbad, die Geselligkeit daselbst war sehr lehrreich für mich und erquicklich meiner Mutter. Wir verließen nach 8 Wochen und mit 4000 Fl. Auslagen die süße Gegend.

In Prag war Mutters Bruder, Philipp Baron Seeberg etablirt, Hofrath im Münz- und Bergwesen. Den Juni auf der Hinreise war eine solche Kälte, daß wir nichts Eiligeres zu thun hatten, als uns Pelzmäntel anzuschaffen. In Carlsbad regnete es täglich; aber wer kennt das Leben dort und ist nicht davon entzückt? Dort kamen wir oft mit der Herzogin-Wittwe v. Leiningen, nachmaligen Herzogin v. Kent, zusammen; sie gewann mich recht lieb, und doch getraute ich mich nicht, als ich 1840 in London war, mich der Mutter der Königin Victoria zu nähern; sie hätte mich wahrscheinlich nicht mehr gekannt.

Ich hatte ein besonderes Glück bei hochgestellten Personen in jener Zeit. Wir hatten unseren Palatin, den Erzherzog Leopold, liebenswürdigen Andenkens, durch den grausamsten Tod verloren. Er verbrannte, indem er Feuerwerk zu bereiten sich beschäftigte. (Es gibt allerlei Arten, dem Ministerium unangenehme höhere Geister aus dem Wege zu schaffen.) An seiner Statt erwählte der Landtag Erzherzog Joseph. Kaiser Paul von Rußland wollte ein engeres Bündniß mit Oesterreich schließen und sandte die schöne, geistreiche, wohlerzogene Prinzessin Alexandra nach Ofen als Gemahlin des Palatin. In den Kinderschuhen noch kam ich auf jene Bälle und Feste. Die ganze Stadt sprach bald von der unerhörten Auszeichnung und Liebe, welche die hohe Frau für mich äußerte. Ihre Augen glänzten, wenn sie mich erblickte, und sie ruhte nicht, mich herbei zu winken, wenn ich mich, comme de raison, entfernt von ihr anstellte zum Tanz. Natürlich nahm mich der Vortänzer so oft als möglich. Der Erzherzog tanzte jeden Ball

einmal, er tanzte unglaublich ſchlecht und brauchte eine takt-feſte, ſtarke Tänzerin, wie ich damals noch war. So mußte ich den ganzen Winter vor oder hinter ihr ſein. Sie ſprach äußerſt lebhaft und allerliebſt. Sie war um einen ganzen Kopf höher, aber unſere Seelen verſtanden ſich. Mit ihr, wenn der Herr es ſo gewollt hätte, würden wir viel ausgerichtet haben. Ihre Hofdamen wies ſie jedesmal ab, wenn ſie z. B. ihr beibringen wollten, von Wien Möbel oder anderes kommen zu laſſen. „Bewahre", ſagte ſie, „wir müſſen den Landes-kindern gute Modelle geben, ſie bilden — das Geld muß im Lande bleiben und auch der Ruhm." So war ſie, ſo dachte ſie mit 18 Jahren! Und dieſe Frau, dieſen Engel entriß uns nach einem Jahre und vier Monaten der ſchrecklichſte Schlag, ſammt ihrem ebengeborenen Töchterlein, den 15. Tag nach der Entbindung! Ihre Geiſter entſchwebten einer beſſeren Heimath zu, ihre Körper ruhen drei Meilen von Ofen in einem Grabe. Eine eigene Capelle ward gebaut zu Uröm; ihre ruſſi-ſchen Prieſter und Chorknaben ſind dabei angeſtellt. Auch dieſe [edle Frau], behauptet man, ſei ein Opfer der Politik. Gewiß iſt, daß man den mitgekommenen ruſſiſchen Hofarzt einſperrte, als er zurückkam, jedoch zum Scheine — er ſoll alles auf Befehl gethan haben. Den Kaiſer Paul reute die öſterreichiſche Allianz wieder! Sie brachte dem Erzherzog 400000 Fl. Mz. jährliche Mitgift, von welchen ihm die Hälfte blieb. Die Geiſtlichen wechſeln alle zwei Jahre und bringen Nachricht aus Ungarn nach St. Petersburg! Die Ruſſen halten immer einen Arm ausgeſtreckt über Ungarn, ſchicken alle Andachts- und Schul-bücher an unſere 3 Millionen Wallachen und Serben, bauen den Rußniaken und Griechen Kirchen und Schulhäuſer.

1835 war ich ſieben Tage auf der Inſel Iſchia bei Neapel. In der Locanda la grande Sentinelle war ein Fremder, der die ſehr wohlthätigen Bäder gebrauchte in Caſamicciola. Er war im polniſchen Kriege verwundet, Generaladjutant des Kaiſers Nicolaus. Wir ſpeiſten zuſammen, er begleitete mich

und meine Gefährtin auf den Epomeo. Im Gespräch sprach er sich folgendermaßen aus: „Sie wissen doch, daß alle slavischen Comitate in Ungarn meinem Kaiser gehören und er sie nur aus Gefälligkeit dem Ihrigen läßt? (hier warf er sich gewaltig in die Brust) denn Alles, was unsere Sprache redet, gehört uns.“ Damals war mir eine solche Voraussetzung so neu, daß ich gute Lust verspürte, ihn auf das kecke Maul zu schlagen. Jetzt gewöhnen uns die panslavistischen und illyrischen Umtriebe ein wenig an die Idee der Möglichkeit, und die Russophobie ist allgemeine Salonsprache geworden...

War ich früher schon ernst gestimmt, so vermehrte die Ansicht des Todes bei der großen Berechtigung zum Leben und Wirken dieser geliebten Prinzessin diese Stimmung noch mehr. Ich war kaum (mit dem Geiste nie) bei jugendlichen Unterhaltungen, so daß mein Bruder, welcher mit meiner schönen Cousine Julie Guicciardi scherzte, als sie sagte: „wir müssen Therese dazu rufen“ — „laß sie gehen, die geht schon in's alte Eisen!“ antwortete. Ich war noch nicht 20 Jahr alt und es verdroß mich dieser Ausspruch.

Ich vergaß zu erzählen, daß bei der Annäherung Napoleons durch Kärnthen und Steyermark, die ungarische Insurrection des Adels aufgebothen wurde. Jeder mußte selbst gehen oder einen Adeligen stellen. Wohl das letzte Ausrücken dieser Insurrection. Die Jünglinge verließen schaarenweise ihre Gymnasien und Universitäten. (Ungarn besitzt die reichste in der Welt, hat aber die schlechtesten Professoren seit Kaiser Franzens Regierung.) Unter den Ausrückenden war der einzige Sohn meiner Mutter, kaum 16—17 Jahre alt. Ich wollte ihn durchaus in männlicher Kleidung als Mentor begleiten; ich zitterte für ihn, denn ich liebte ihn mit aller Gluth des Herzens. Wir fuhren ihm nach, machten die Erste mit, die um Kanizsa, Zala-Egerszeg etc. gegeben wurde; denn es war eine unblutige Insurrection. Der Friede kam dem Einhauen zuvor.

1804 und 5 kam eine merkwürdige Erscheinung nach Ofen und in unser Haus: Julia, Herzogin von Giovanne, eine deutsche höchst gebildete und liebenswürdige Frau — eine Gelehrte muß man sagen — krank an Leib und Seele und in finanzieller Zerrüttung. Ein Opfer der Politik und ihrer eigenen Eitelkeit, starb sie in unserem Hause. Gläubiger hatten sie von Wien vertrieben, wo sie große Sammlungen hinterließ, welche mein guter Onkel Joseph [Brunsvik] kaufte gegen Erlag von 12000 Fl. Mz. und seine Wittwe 1825 dem Lande, namentlich dem Museo schenkte. Ihr wirklicher Werth ist unschätzbar. So viel ich weiß sind es 5—6 schön geordnete Sammlungen: eine Bibliothek, eine geographische Kartensammlung, Conchilien, Mineralien u. s. w.

Ich nähere mich nun einer noch viel entscheidenderen Epoche. 1808 war meine Mutter nochmals geneigt Carlsbad zu besuchen. Wir hatten eine Cousine Elise Seeberg mit uns und beredeten Josephine uns zu folgen. [Besorgt um] die Erziehung ihrer beiden Söhne Fritz und Carl, [bereit, ihr] alle Opfer zu bringen, entschloß sich [diese nach einer verunglückten Lehrerwahl], von Carlsbad und Franzensbad aus nach Deutschland zu reisen, und zwar zu Salzmann nach Gotha. Sie kam mit beiden Knaben, ihre zwei Töchter in Wien gut versorgt zurücklassend, und meine Mutter gewährte unsere Bitte: ich durfte sie begleiten. Eine in Carlsbad gekaufte Chatoulle wurde mit 600 Stück neuen Kremnitzer Ducaten gefüllt, und wir nahmen mit Jauchzen aus den österreichischen Fesseln (deutsches China nennt man das Land) zu entrinnen, unsern Weg über Hof, Weimar, Würzburg, wo wir zwei Tage weilten und vom Großherzog und seinem Hof gar freundlich bewirthet wurden, nach Gotha und Schnepfenthal.

Eine neue Welt war uns aufgethan. Ich sehe sie noch, die biedere deutsche Hausfrau Salzmann mit dem ungeheuern Schlüsselbunde an der Seite wandeln, und den merkwürdigen Hausvater und Pädagogen in Mitte seiner eigenen zwölf

erwachsenen Kinder, alle in der Anstalt beschäftigt; Schwiegersöhne und 60 Kostknaben, blühend von Gesundheit und Lust, in rothen Jacken herumgehen. Er trug einen bis auf die Ferse reichenden, weiten lichten Oberrock und Sporen an den Stiefeln, wie ein Stallmeister. Wir fuhren beinahe täglich früh von Gotha nach Schnepfenthal und kehrten Abends in unser Hôtel heim, sahen und prüften Alles genau. Eine reizende Ordnung und Reinlichkeit, gut eingetheilte Stunden und Studien, Gymnastik, Schwimmanstalt, herrliche Gegend und Luft in den Thüringer Waldbergen — und doch ein so steifer Geist durch alles durch, daß Josephinens poetisches Gemüth unbefriedigt blieb. Die 60 Zöglinge waren meist Kaufmannssöhne; für diese war genug gethan; aber anders sollten die für Ungarn zu wirken bestimmten Knaben erzogen werden.

Wir hatten gesehen und gehört — und zogen weiter nach Frankfurt a/M., die Messe mitzumachen und Einkäufe zu besorgen. Hier erkrankte Fritz, wir benöthigten eines Arztes. Dieser machte uns bekannt mit dem interessanten Dänen, Baron Schönberg — 20 Jahre [lang] Gesandter in Algier und Tunis — und seiner Freundin, der eben so geistreichen, bereits 70 Jahr alten Gräfin Stolberg. Sie beredeten uns, Johann Georg Müller, Bruder des Geschichtsschreibers Johannes Müller, in Schaffhausen zu besuchen, der uns die besten pädagogischen Rathschläge geben würde, und dann Pestalozzi in Yverdun aufzusuchen, — damals auf dem Gipfel aller Pädagogen-Weisheit und seines Ruhmes.

Unvergeßlich schön war die Reise im leichten Wagen, den Rhein entlang bis in die Schweiz. Wir weilten unvergeßliche Stunden bei Professor G. Müller. Er drang darauf Pestalozzi und seine Anstalt kennen zu lernen. So zogen wir denn bald nach Yverdun mit den gespanntesten Erwartungen; [sie] wurden nicht getäuscht; aber den Eindruck von Pestalozzis Gestalt muß ich beschreiben. Alles, was ich gehört und gelesen hatte von ihm, zeigte mir einen Riesengeist an Willen, über alles Ge-

wöhnliche hoch erhaben. Meine Einbildung gab ihm auch eine körperliche Rieſengeſtalt, breitſchultrig, ſtark, wie wir uns Plato vorſtellen. Als wir unſere Briefe abgegeben im Schloſſe, das er bewohnte, und uns in unſerem Hôtel, dem „rothen Haus", zurecht gemacht hatten, warteten wir am Fenſter mit den beiden Knaben, um den ſehnlichſt Erharrten kommen zu ſehen. Plötzlich ſchrie Fritz: „Da kommt Peſtalozzi!" Ich ſah ein ſchwaches Männchen mit dünnen Beinen, gebückten Hauptes, und ſagte entrüſtet: „das iſt Peſtalozzi nicht!" Er war es, war noch dazu unausſprechlich häßlich im Geſicht — und ſo liebenswürdig, alle Herzen gewinnend, beſonders die ſeiner Pfleglinge. Täglich Abends blieb er länger, las uns aus ſeinen Schweizerblättern vor mit einer ſolchen Erhabenheit, daß ich meine Augen mit den Händen decken mußte, als er den Refrain ausrief „Schutzgeiſt Helvetiens!" mit Donnerſtimme und in der höchſten Begeiſterung ſein Vaterland bedauerte. Da übertrug er ſein Feuer der Liebe in meinen Geiſt! Aber wie kalt fand ich alles erwiedert bei meiner Rückkunft! Die Regierung verwarf die Methode, weil Peſtalozzi kein Jeſuite war!

Unſere Knaben beſuchten die Claſſen regelmäßig und ich mit ihnen. Um ſechs Uhr des Morgens (October und November) waren wir im Betſaale wohl an Hundert verſammelt. Da mußte man Vater Peſtalozzi geſehen haben, mit welcher Erhabenheit und Tiefe er ſeine geiſtlichen Vorträge hielt. Die Zuhörer in amphitheatraliſchen Reihen. Er ging auf und nieder und ermahnte und betete in zwei Sprachen für das Bedürfniß der Gegend. Freunde, Gäſte füllten die Fenſterniſchen, Stunden lang ſtehend, ohne zu ermüden, durchzittert von Glaube, Hoffnung und Liebe. Samstag Abends war Vortrag für die Lehrer; auch da fehlten wir nie.

Die Nahrung der 195 Zöglinge war äußerſt einfach — aber die ökonomiſche Verwaltung war dermaßen überladen von Teilnehmern, welche nicht zahlten, daß ſelbe keine Dauer verſprach. Peſtalozzis himmliſches Gemüt konnte kein Kind

zurückweisen, und die Zahlung blieb aus. Schüler aus allen Theilen der civilisirten Welt kamen: Amerikaner, Spanier, sogar meist allein.

Pestalozzis einziges Kind, ein Sohn, war gestorben und hinterließ einen Enkel, Waise von Vater und Mutter; dieser hieß Gottfried, damals 12 Jahre alt. Mit ihm und seiner treuen, lieben Gattin, welche seine fast unleserliche Schrift für den Druck copirte, aber sonst im Hauswesen nichts that, da sie schon sehr kränklich war, lebte er vertraulich. Alles hier war das Gegentheil von Schnepfenthal. Dort zahlten die Knaben 60 Fl. Mz., bei Pestalozzi 25 Fl.; dort Niedlichkeit und Steifheit, hier derbes Gefühl und Poesie, alles Geist; Pestalozzi selbst, höchst interessant als Mensch und Pädagog.

Mit uns zwei jungen Frauen und den beiden hoffnungsvollen Söhnen Carl und Fritz hatte er die größte Freude und that sein Möglichstes, uns zufrieden zu stellen und die Knaben zu sich zu bekommen. Er wollte sie sogar in sein eigenes Zimmer und unter seine unmittelbare Aufsicht nehmen. Doch Josephine war auch da nicht befriedigt und zog vor, einen Schüler Pestalozzis in ihr Haus zu nehmen. Die Wahl fiel zuerst auf Sigrist, ein junger Mann von erst 16 Jahren, der später als Pfarrer die Herzogin Luise v. Württemberg und ihre Tochter, unsere Palatine [Maria Dorothea], welche viel Einfluß auf mein Vaterland und mich hatten, vom weltlichen zum geistlichen Leben bekehrte. [Bei Sigrist, wie bei einem zweiten Zögling Pestalozzis, Jayet, stand jedoch das Heimweh des Schweizers im Wege.. Weder den einen noch den anderen brachten die Reisenden über die Grenze seines Heimatlandes hinaus.]

Josephine entschloß sich in Solothurn, lieber durch Italien die Rückreise zu machen. Pestalozzi und Baron Stackelberg hatten uns bis dahin begleitet, und dem Wunsch des Letzteren — der ihrer Kinder wegen durch seine geläuterten pädagogischen Ansichten und seines reifen Urteils wegen, ihr wichtig geworden

war — zu willfahren, kehrten wir dem schönen Deutschland den Rücken. Briefe und Gelder erwarteten uns bereits in München; aber der Zauber des Schicksals hatte gesprochen, und dieser Entschluß war der zweite Schicksalsring, der über Glück und Unglück der Familie entschied. Stackelberg war ihr unentbehrlich geworden. So gereifte Ideen, solcher Willen, solche Thatkraft waren ihr noch nicht begegnet. In Solothurn getrennt, hatte er ihr nach Zürich geschrieben, sie möchte umkehren; er würde sie über Triest in's Vaterland geleiten und ihren Söhnen auch nachher Leiter und Führer bleiben. Arme Josephine! in ihrer Unerfahrenheit, in ihrem poetischen Sinn ahnte sie nicht, daß sie selbst das Opfer seines Antrages werden müßte.

So ward der sechswöchentliche Aufenthalt in Yverdun abermals eine Kette unausweichlichen Geschickes, das der Lenker der Seelen uns vorbestimmt hatte. Dort lernte ich kennen, was mein Geist bedurfte: Wirkung auf das Volk. Das Wort war gefunden. Von da an hörte alle egoistische Selbstbildung auf; dem Vaterland weihten wir uns als Erzieherinnen seiner Massen. Ihnen Kräfte, Zeit; dem künftigen Geschlechte Liebe! Pestalozzi versprach zu uns nach Ungarn zu kommen. Welche Aussichten und Gefühle durchwogten damals unsere jugendliche Brust!

In dieser erhöhten Stimmung durchflogen wir Savoyen. Den 4. December 1808 fuhren wir an einem jener schneidend feuchten Tage in der Nähe des Montblanc spazieren, um die Merkwürdigkeiten der Stadt [Genf] zu besehen. Josephinens zarte Constitution erlag — eine heftige Colik brachte sie an den Rand des Grabes. Durch vier Wochen wachte ich und pflegte sie bei Tag und Nacht...

Als Josephine von dem heftigsten Schmerz erlöst war, brauchte sie noch 8—10 Tage sich zu kräftigen, und wir waren im December! Die Reise über den Mont Cenis war furchtbar unter diesen Umständen. Trotz aller Warnungen unter-

nahmen sie die kühnen Magyarinnen, und der Russe Stackelberg stand ihnen bei. Man sollte statt Mailand und Triest nach Genua und Florenz und die Bäder von Pisa gebrauchen, um das theure Leben zu erhalten.

Den 14ten Jänner brach man auf; einer der berühmtesten Kutscher mit zwei tüchtigen und schönen Pferden, einem geschlossenen Batardwagen, nahm uns Frauen und Kinder auf. Stackelberg in unserem Pirutsch folgte nach; so gieng es über Chambery in Savoyen der Spitze des Mont Cenis zu. Die Winterherrlichkeit dieser Reise zu schildern ist meine Feder zu schwach. Immer höher steigend, übernachteten wir auf bedeutender Höhe in Lanslebourg, dem letzten bewohnten Orte. Die beiden Wägen wurden démontirt auf Schlitten gesetzt. Nun begannen die Windungen der Prachtstraße, durch Napoleon gebaut. Ein immenser Schneefall war zwar aufgeschaufelt worden durch die vielen Wegmacher, die da bestellt sind, aber dadurch war der Weg um die Hälfte schmäler, und die Schneewände, durch dégel erweicht, drohten uns zu begraben. Sechs Fuß hoch war diese Schneewand, an der wir Stunden lang in Lebensgefahr fahren mußten.

Eine zweite Gefahr waren die Maulthierzüge, aus Italien kommend. Die Thiere hatten ungeheuere Kisten zu beiden Seiten [aufgeladen bekommen], es waren bei 50—60 in der Carawane; wie ausweichen, ohne hinabgestoßen zu werden in die bodenlose Tiefe? Dazu die Savoyarden, die unsere Führer waren; jeder Schlitten hatte ein Maulthier nur, und der Kutscher hielt den Schlitten hinter dem Thier, indem er die Ferse in den Schnee stemmte und jedesmal übermäßig schrie und sich gebärdete, wenn etwas vorging. Mit diesem furchtbaren Geschrei packten sie einstmals unsern Kasten und hingen den Schlitten ohne Weiteres an einen vorspringenden Fels. Die unvernünftigen Muli trappten mit ihrem Volumen neben uns, und gaben uns Stöße, von denen man nicht begreifen konnte, daß sie uns nicht hinabstürzten!

Endlich war auch diese Stunde vorüber, und wir erblickten einen neugeschenkten Sonnentag. Es war der 20te Jänner — der Himmel tiefblau über den Berggipfeln; der matte Glanz des Schnees und die Wunder-Farben des Eises, der unzähligen kleinen Wasserfälle, der brausende Strom in grausiger Tiefe kaum hörbar, der über gigantische Eisblöcke seinen Weg nahm — so erreichten wir endlich den Gipfel oder eigentlich den Sattel dieses berühmten Ueberganges, wo das Hospitium steht. Eben Mittagszeit, rüsteten sich die frommen Helden mit grünen vierfachen Augengläsern, ihre großen, edlen Hunde an der Seite, um im Schnee verlorene Menschen aufzusuchen und zu retten. Wir hatten so vielen Kreuzen begegnet, wo die nicht mehr zu Rettenden begraben lagen im ewigen Schlaf! Wir besahen die Zimmer und Refectorien, nahmen etwas von den Erfrischungen und setzten dann die Reise Berg abwärts fort in ziemlich schnellem Trabe. Der Schnee der Straße war geschmolzen, Wasser unter dem Schlitten.

Plötzlich erschien ein Zug französischen Militärs zu Pferde. Nach der Regel hätten wir halten müssen und die Truppe vorüber lassen. Ich ließ halten, stieg aus und näherte mich dem voranreitenden Commandanten, bittend im Namen einer kranken Dame, im Wagen uns vorüber zu lassen. Augenblicklich rief der Offizier mit französischer Artigkeit „Halt!" und die Truppe bildete Front und ließ uns respectvoll vorüber fahren. Ob Magyaren auch so gefällig gewesen wären??

Bald erreichten wir das kleine Städtchen Susa, wo wir Nachtherberge nahmen. Der ganze Abhang gegen Italien betrug kaum 2—3 Stunden. Unbeschreiblich ist der Eindruck, vom ewigen Schnee und Eis, wo wir bei 40 Grad Kälte hatten, so plötzlich uns in den laueſten Frühling versetzt zu sehen! Geputzte Mädchen mit Obst und Blumen in Körbchen, nackten Armen, reichten uns Südfrüchte in den Wagen: Orangen, Feigen und Trauben. Vor Susa war ich ausgestiegen und küßte mit Entzücken den italienischen Boden. Die schönen,

braunen Mädchen, den flachen Strohhut auf einem Ohr mit flatternden Bändern und Blumen geziert, wie man die lieblichen Figuren auf Bildern sieht, begleiteten uns noch ein Weilchen. Nach einer ruhigen Nacht, unsere Wägen wieder auf Räder gesetzt, ging es durch blühende Gärten und Felder gegen Turin. Wir sollten schon Abends in Genua eintreffen — allein es war nicht so! Als wir Alessandria passirt hatten und durch den Bergfluß durch wollten (keine Brücke, keine Fähre kennt man dort), sagte man uns in dem kleinen Dörfchen Gavi: daß es so spät am Abend nicht zu wagen sei. Es sei die Post und Briefcourier in letzter Nacht sammt dem Pferde ertrunken und fortgeschwemmt. Gasthof war keiner, nur eine elende rauchige Kneipe — man wies uns zu dem reichsten Kaufmann des Ortes, dessen Familie uns wirklich freundlich aufnahm ...

Wir fuhren [am andern Morgen] an die Furt. Ein Dutzend Savoyarden begleiteten uns und hingen sich zu beiden Seiten an den Batardwagen. Einer ging nackt voraus, die Stelle zu zeigen durch den reißenden, brausenden, breiten Strom. Als der Kutscher vorsichtig am Ufer fuhr, brach im Nu die dünne Eisdecke des Landeises ein; wir versanken — schwarze Nacht um uns! Die braven Pferde aber rissen den Wagen wieder herauf und in hundert Krümmungen erreichten wir das andere Ufer. Die Gefahr war überstanden, aber es war die höchste! Noch am Abend erreichten wir Genua. Es war 10 Uhr Nachts, als wir das Meer, den Leuchtthurm erblickten und an demselben einfuhren in die wundervoll vom Mond beleuchtete schöne Stadt. Im ersten Hôtel gab man uns prachtvolle Zimmer; unten eine Terasse mit blühenden Orangen, ein Springbrunnen plätscherte. Mit Wonne erinnere ich mich der Tage in Genua und in Florenz, wo wir Josephinens Gardinen-Bett, als sie noch schlief, an ihrem Namenstag, 19. März, mit frischen Blumenguirlanden schmückten! April und May in den Bädern Pisa's!

In Genf war Pestalozzi 2mal von Yverdun auf Besuch bei uns. Wir interessirten ihn mächtig als Ungarn. Er schrieb oft; aber Josephine verbot mir, ihm zu antworten; sie sagte, es zieme sich nicht; wie wird ihn das gekränkt haben! Auch Frau Pestalozzi schrieb mir herzliche Briefe; ich bewahre beide wie Heiligthümer.

Unsere Rückkunft nach dem geliebten Vaterlande aber war traurig! Ueberall Kleinlichkeitsgeist, unverstanden mußten wir zum Schweigen unsere Zuflucht nehmen! Mutter und Bruder waren ganz unzugänglich: Schwärmerei hieß es, überspanntes Wesen! Die nämlichen, bitteren Erfahrungen und Gefühle wurden mir zu Theil bei Einführung der Kleinkinder-Asyle. Aber ich war, wie an der Hand Gottes geführt, stark und unbeugsam. Schlagt mich an's Kreuz, rief ich, noch am Kreuz werd' ich rufen: Kleinkinderschulen müssen sein! Jeder Fortschritt zum Besserwerden, zur Geistes-Entwicklung ruht in der Hand Gottes; überall wird die unwissende Rohheit endlich besiegt. Viele Propheten fallen als Opfer, es ist wahr; ihr Heldentod aber ist schön. Auch Pestalozzi mußte mit 90 Jahren in Armuth und Verkennung enden! Schmidt, sein Zögling, Liebling und Lehrer dann, ward sein Ankläger! Schriften auf Schriften erschienen, um den Wegweiser, den Weisen der Zeit herabzuziehen, zu verläumden und sein segensvolles Wirken zu zerstören. Es gelang und gelang auch nicht; denn ewig lebt der Name Heinrich Pestalozzi und auch sein Wirken, seine Gedanken und Wünsche entwickeln sich und sind Gemeingut der Menschen geblieben, die er so sehr geliebt!

Ungarn blieb nicht ganz zurück. Die sogenannten „Protestanten", nämlich die vorgeschrittenen an Geist und Bildung, stellen den Professor Schedius an die Spitze des Schulfaches. Mein edler Vater, mit so reinen Intuitionen begabt, erlas ihn unter vielen Concurrenten vor 20 Jahren. Schedius war 22 Jahr alt, als er um die Professors-Stelle der Aesthetik anhielt; mein Vater, Referent und Präsident der Schulabthei-

lung an der Statthalterei zu Budapeſth, wählte ihn. Er führte Peſtalozzis Methode in den evangeliſchen Schulen ein. Der unbekannte deutſche Jüngling hatte die Lebensrichtung meinem Vater zu danken, das materielle Glück. Er ſtarb ſehr reich, war aber undankbar gegen die Tochter ſeines Wohlthäters bei Einführung der Kleinkinderaſyle. Er wiegelte und ſchürte an der Gräfin Johanna Teleky, früher meine intime Freundin und Gönnerin. Sie ließ ſich in das Gefecht von kleinlichem Neid und Eiferſucht verſtricken, begriff nicht das Große der Vereinigung unſeres Strebens, und ſchändlich reuſſirten ſie beide bei Maria Dorothea und dem leicht mißtrauiſch gemachten Joſeph Palatin. So geſchah es, daß ich nach 5- bis 6jährigen Bemühungen durch Intriguen von der Führung und Vermehrung dieſer Aſyle durch das ganze Vaterland entfernt wurde.

1846 fing ich dieſe Hefte an, 1852 endige ich ſie vielleicht. Was liegt zwiſchen dieſen Jahren für mein unglückliches Vaterland, dem alle Gefühle des Lebens, alle Arbeit und Thatkraft, es groß und glücklich zu ſehen, gewidmet waren!? —

Auf der Reiſe über den Mont Cenis 1809, unſerem Aufenthalt in Italien durch die Monate Feber, März, April und Mai 1809 war mein Verhalten kindlich gegen eine jüngere Schweſter, die ſchon Wittwe war und 2 Söhne mit ſich hatte. Stackelberg nahm ſich gleich der Erziehung und Leitung der Knaben an, er belehrte auch die Mutter; er liebte ſie und ich wurde überflüſſig. Die Sache ging ſo weit, daß man mir die Knaben nicht mehr anvertraute, ſondern ſie mit ſich nahm und mich zu Hauſe ließ. Ich erinnere mich noch in den Bädern von Piſa, wo Joſephine nach der ſchweren Krankheit ſowie in Florenz die Bäder brauchen mußte, daß ich ſo iſolirt gelaſſen wurde, daß mich der Gang meiner kleinen Uhr erquickte, das einzige Mobile, das mich umgab! Schon in Genf,

wo Josephine vier Wochen an Coliken krank lag, und in Florenz wieder vier Wochen, hatte ich durch Nachtwachen und Bedienen mich geschwächt; das Gemüthsleiden, das mir die Zurücksetzung und die Entbehrung jedes Umganges durch so lange Zeit verursachte, war demnach doppelt empfindlich. Meine Spaziergänge machte ich größtentheils einsam auf die hohen Waldburgen, abseits von den Bädern, wo die armen Bewohner ihr Trinkwasser in kleinen Fäßchen auf dem Rücken hinauftrugen. Wir hatten den Monat Februar in Genua zugebracht, viel Geld ausgegeben, vieles gesehen; den Monat März in Florenz. Wir hatten unsere Gelder und Briefe nach München bestellt gehabt; nun mußte gewartet werden, ob sie uns in Florenz auffinden würden. In Genua mußte dem Vetturino von Genf, der uns hingebracht hatte, eine starke Summe gezahlt werden. Ich ging also zu den reichen Juwelieren und bot meinen Halsschmuck von sieben Reihen schöner Perlen an mit einer Schließe von Diamanten. Das war das Erste derlei Opfer, das ich Josephinen und den Ihrigen brachte; denn ich habe nie etwas zurückerhalten. Stackelberg war immer ohne Geld — er hatte sein ganzes Erbtheil schon verzehrt auf seinen 7jährigen Reisen. Er ist in Jena und Göttingen sehr gelehrt, sehr weise geworden — aber doch wußte er nicht sein Glück zu gründen. Wir glaubten und trauten ihm. Die quasi Entzweiung der beiden liebenden Schwestern, die Nichtachtung der treuen, liebevollen Tante bei den Knaben war sein erstes Werk. Wohlweise verschwieg er seine Geldlosigkeit und erwartete immer Sendungen, die nicht kamen.

Im halben Juny mußte auf die Rückreise gedacht werden. Der Krieg 1809 war ausgebrochen zwischen Oesterreich und Frankreich. Wir hatten in Florenz den Gastwirth nicht gezahlt; aber alle Effecten und unseren Diener Franz zurückgelassen. Eine neue Geldsendung setzte uns in Stand zu reisen. Wir nahmen Pässe von beiden Behörden, französische und

österreichische, und kamen glücklich durch beide Armeen, die schlagfertig in den Ebenen der Lombardei sich gegenüber standen. Schön war die Fahrt auf der prächtigen Straße über Pistoja nach Modena. Ausgebreitet die unendliche Ebene bis an's Meer, durchschlängelt von den schönen Flüssen Po und Tagliamento. Der schönste Monat des Jahres, die Luft durchsichtig mild und lau, entzückend schön der Anblick. In diesem Alter hat man keine Sorge um die Zukunft — die Gegenwart erfüllt alle unsere Wünsche. Wir waren in Venedig einen Tag und auch schon in Triest. Hier aber, wo der Kanonendonner rechts und links ertönte, die Wache auf dem Hauptplatz gegenüber dem Hôtel alle 12 oder 24 Stunden die Uniformen wechselte, mußten wir Halt machen, denn unsere Cassa war erschöpft ...

Ein Monat verging in Triest; — wir hatten das Geld, zahlten und begaben uns nach Fiume, nachdem Triest ein paar dutzendmal den Herrn gewechselt hatte. Unsere Pässe waren gut; wir giengen über die ungrische Grenze und merkwürdig: wir hatten durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz und Italien so viele Meilen zurückgelegt ohne Unfall, nach Fiume aber auf der Carolina fiel der Wagen um — wir mußten vaterländische Erde küssen. Wir thaten es gerne! Unbeschreiblich ist die Sehnsucht, das Gefühl des Heimwehes nach dem Vaterlande, nach den Lauten seiner Sprache! Der Wiederanblick der blauen Adria — nachdem wir in seiner Fülle und Herrlichkeit das schöne Mittelmeer mit all seinen erhabenen Wundern durch einen Monat in Genua genossen hatten — war entzückend; wir sollten es mit der Reise durch Croatien, Agram, Warasdin, den Balaton entlang bis Martonvásár vertauschen!

Wir hatten unsere ganze Reise im kleinen halbgedeckten Wagen meiner Schwester zurückgelegt. Die Kammerjungfer von Wien hatten wir vor unserem Eintritt in die Schweiz zurückgeschickt, den Diener in Florenz zurückgelassen, unsere,

auf der Frankfurter Messe eingekauften schönen Sachen hatten theils die französischen Douanen in Livorno uns geraubt, theils waren sie in Florenz geblieben. So waren wir leicht und leichtsinnig im mütterlichen Hause angelangt. Die Gegenwart Stackelbergs und seine Persönlichkeit mißfielen. Unsere verlängerte Reise statt direct durch Bayern und Wien, und schon die Reise zu Pestalozzi mißfielen; der Bruder, die Mutter hatten krause Stirnen. Wien war durch Napoleon eingenommen, er dictirte Befehle in Schönbrunn. Josephine, von ihren zwei Töchtern, von Hab und Gut getrennt, entschloß sich einen Winteraufenthalt in Gran zu machen und womöglich ihre beiden Töchter aus Wien an sich zu ziehen. Es gelang; Stackelberg begleitete sie, nachdem er ihr die Töchter geholt hatte. Hier erklärte er, nicht bleiben zu können, die angefangene Erziehung der Söhne nicht fortzusetzen — denn er liebte und fand es unmöglich, außer das Band der Ehe verknüpfte Beide, Mutter und Vater. Ahnungsvoll, nur mit Widerstreben willigte Josephine ein, aus Liebe zu ihren Kindern. Mit Recht hielt sie eine consequente, gründliche Erziehungs- und Lehrmethode für den größten Schatz des Lebens, und endlich ergab sie sich dem Opfer ihrer Freiheit, um sich nochmals in das Joch der Ehe zu schmieden. Sie wurden mit Bewilligung der Mutter in Gran getraut und Maria Laura erblickte dort das Licht des Tages; denn der Aufenthalt währte über neun Monate. Eben war der Friede zu Preßburg [1]) geschlossen, Erzherzogin Maria Luisa die Braut Napoleons, und Josephine kehrte in ihr Haus am rothen Thurmthor [zurück], welches zwar unversehrt, aber mit einer neuen Schuld von 16000 Fl. Mz. Einquartierungskosten belastet war ...

So übernahm die unglücklich-glückliche Josephine ihre Geschäfte als Vormünderin ihrer Kinder wieder, sie, die an

[1]) Der Wiener Friede 1809 ist gemeint, der Preßburger fand 1805 statt.

Poesie und an freie schöne Muße in ihrem Vaterland gewöhnt war. Stackelberg hatte unter anderen festen Grundsätzen auch den, daß es sich für die zarte Seele einer Frau nicht schicke mit Geschäftsleuten zu verkehren, eine Kunstgallerie und zu vermiethende Wohnungen zu übersehen. Er wird alles thun! Aber leider er verstand es nicht! Alles war ihm fremd, dem Gelehrten, dem Bücherfreund; seine ausländische Mundart, seine wenige Menschen- und Geschäftskenntniß machten ihn beinahe lächerlich bei diesen Erzwienern, mit denen er zu thun bekam. Man hatte Josephine geliebt — man bedauerte sie und wurde trotzig. Er seinerseits hatte sich mit den Buchhändlern Wiens befreundet. Man schickte täglich Massen von Büchern in's Haus — die Conten beliefen sich am Ende des Jahres auf unglaubliche Summen, und schon nähern wir uns der Catastrophe, die Alles zertrümmerte und die Betheiligten in die vier Winde aus einander trieb.

Was Josephine litt und ausstand nach ihrer Vermählung mit Stackelberg, davon ließen sich ganze Bücher schreiben. Das Landrecht ernannte ihr einen Vormund. Man wollte ihr die Söhne nehmen und sie in einem gemeinen Institut zu gemeinen Menschen bilden. Welche Kämpfe! welche Auftritte 1815 und 16! Von da an war ihr schwindendes Leben eine schreckliche Zerrissenheit. Und ich kämpfte mit ihr, brachte meine Tage Herbst 19 oder 20 auf den Straßen Wiens zu und speiste mein Mittagsmahl Abends 8 Uhr in dem von der Stadt entfernten, sogenannten Müllerischen Gebäude am rothen Thurm, wo wir wohnten. Denn alle die Hofräthe und Secretäre der Regierung, des Landrechtes, wohin ich mich zu instruiren ging, waren nur zu gewissen Stunden sprechbar; Damen nur um 6 Uhr Abends — denn früher Diner, später Theater — also täglich nur eine Dame zu interessiren für die verzweifelnde Mutter. Ich erinnere mich, daß ich im Vorübergehen von gebratenen Kastanien, Aepfeln und Kipfeln lebte, und so Monatelang das Unabweisliche abzuwehren und die

Söhne uns zu erhalten suchte. Es gelang, niemand wagte es dieser Entschiedenheit entgegen zu wirken. Erst nach dem Tode der Theuren, den 30. März 1821 ward den Knaben ein Vormund in der Person eines Advocaten Steinbach erwählt, der sie plünderte, Alles verkaufte, was mobil war: die herrlichen Statuen, alle Mobilien, darunter die theuersten Andenken, z. B. alle unsere Zeichnungen und Bilder. Die Kunstwerke der Griechen und Römer wurden zu Staub gemacht und als Gyps verkauft; vandalisch ging es zu. — —

Das Bedürfniß stellte sich heraus, die Erziehung in ländlichem Aufenthalt zu führen. Stackelberg hatte landwirthschaftliche Kenntnisse. Er hatte Sinn für ein einfaches stilles Familienleben und in dieser Hinsicht den Kauf einer kleinen Besitzung im reizenden Mürzthal gemacht. Josephine hatte Ehrgeiz, überschätzte die Fähigkeiten ihres Gemahls — sie wollte von der kleinen Wirthschaft, von dem beschränkten Leben und Wirken für ihn, für sich und die Kinder nichts wissen. Er mußte den Kauf rückgängig machen. Man fand eine große Herrschaft Lessonitz und Wittschap sehr adaptable; sie gehörte einer Gräfin Wittwe Trauttmannsdorff geb. Gräfin Nádasdy, deren Gemahl erst im März gestorben war. Die Herrschaft kostete zwei Millionen schwarze Bankozettel. Dem großen Unternehmungsgeist Josephinens war der Preis, der Werth und die Ausdehnung kein Hinderniß. Man war an der Unterhandlung mit Trauttmannsdorff. Sie war aimable, froh, entgegenkommend. Mit ihrer ganzen Energie betrieb sie den Abschluß. Sie war perfide genug, dem einfachen Stackelberg, der so wahrhaft und klar wie die Sonne war, einzureden, daß er nur ja keinen Advocaten consultiren solle, es solle Geheimniß unter Aristocraten bleiben. Er hielt Wort — sie leider nicht! Durch unheilvolle Verzögerung des zu erlegenden Kaufschillings, 200 000 Fl., geschah das Verhängnißvollste. Graf Odonel, der Finanz-Minister, starb plötzlich und die finanzielle Verwirrung im Staatshaushalt stieg 1810 auf's höchste. Die Valuta fiel von 400 Fl. M. 100

auf 6 und 700 Fl. M. 100 herab, und bis 1200 — und Gräfin Trauttmannsdorff erhob ein großes Geschrei. Da noch 12000 Fl. fehlten, war der schon unterschriebene, noch nicht ausgewechselte Contract nicht bindend. Sie verlangte 400000 Fl. mehr. Endlich kam man auf den Einfall, die Gräfin Trauttmannsdorff darum anzusprechen, daß Stackelberg, der Wirthschaft hier unkundig, ein Probejahr habe, nach welchem der Contract erst in volle Rechtskraft eintrete. Sie willigte ein, kam aber gleich des andern Tages ganz aufgeregt, sie müsse das Zurücktretungsrecht auch auf ein Jahr ansprechen, gebe aber zugleich ihr Ehrenwort, als Gräfin und Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin, davon nie einen Gebrauch zu machen. Das arglose Ehepaar willigte ein, und es wurde demzufolge ein Beicontract gemacht, der diese Clauseln enthielt, und der das Verderben, nämlich den Verlust der großen Herrschaft und des erlegten Geldes und aller damit verbundenen pädagogischen und häuslichen und außerhäuslichen Aussichten, Vortheile und Hoffnungen herbeiführte, dem noch zuletzt der Verlust der Zeit und der ausgelegten Capitalien folgte.

Auf der großen Herrschaft in Mähren waren reiche Beamtete: Ein Justizamt, ein Wirthschafts-, Kastner-, Rent- und Forstamt. Der Flächenraum war groß und mit Wäldern bedeckt, sehr geregelt: 11 Dörfer und ein Markt, 14 Meierhöfe mit gewölbten Stallungen und Scheunen, 200 ausländische Kühe, 20000 feine Merinos usw. machten den fundus instructus — eine Goldgrube für den Verständigen und Glücklichen. Die kränkliche schöne Frau erhielt einen Schlaf-Reisewagen, welcher 10000 Fl. kostete, vier muntere polnische Grauschimmel, jung, mit hübschem Geschirr vorgespannt, und die Carawane zog nach Mähren, zwischen Znaim und Iglau, die schöne Ausdehnung am Städtchen Trebitsch. Die Lage ist hoch. Gemischte Waldhügel von Laub- und Nadelholz, frische Luft und gutes Wasser. Das Schloß Wittschap war hergerichtet worden. Im Hauptorte Lessonitz hatte Trauttmannsdorff den

Sommer zu wohnen sich ausgebeten, alles ward ihr bewilligt.

Wir lebten zurückgezogen, einfach bürgerlich. Der protestantische neue Grundherr gefiel dem Pfarrer (katholisch) nicht, die Beamten hielten Stackelberg für einen Neuerer; genug [es] entstanden Redereien und Intriguen und — un beau matin kam die Botschaft herüber nach Wittschap, wo wir ganz idyllisch pädagogisch mit den Kindern lebten und in den Wäldern spazierten, daß Gräfin Trauttmannsdorff, ohne Achtung für ihr gräfliches Wort und ihren Rang als Palastdame, wirklich ihr Recht der Aufkündigung gebrauchte und dem Baron Stackelberg einen Reukauf von 100000 Fl. statt 50000 Fl. antrug.

Ich sprach dafür, wieder einzupacken. Anders dachte die kühnere Seele der guten Josephine: versuchen wir die Gerichte, sprechen wir in Brünn den geschicktesten renommirtesten Advocaten! Josephinens Meinung drang durch ...

Die Hoffnung belebte uns ... Lehrer hatten wir keine durch ein ganzes Jahr. Ich erweckte sie [die Kinder] zur Arbeit und sie lernten Lesen, Schreiben, Rechnen und hundert kleine Arbeiten, als Autodidacten.

Die Aussicht, die große Herrschaft zu behaupten, ward immer bestimmter, denn das Landrecht hatte den Proceß zu Gunsten Stackelbergs entschieden! Der Jubel war unaussprechlich; für die Zukunft aber war es bedeutend, daß nur Stackelberg die Contracte unterzeichnet hatte, folglich Alles in seinem alleinigen Namen geführt wurde, obwohl er kein Schärflein Geld beigetragen. Josephinens Witthum 50000 Fl. und ihr väterliches Erbe 150000 Fl. waren im Spiele: Sie hatte beider Namen verlangt, er wußte es aber zu umgehen. Dieser Umstand war später der Hauptgrund ihrer Trennung und des Geldverlustes!

Schön war Sommer und Herbst — nun verlebten wir den Winter in der Einöde und die Kinder lernten viel. Endlich sah der Sommer uns alle vereint. Nun kamen aber

Hiobsposten von Wien: die Appellation hatte zu Gunsten Trauttmannsdorffs gesprochen, und jetzt wurden die Intriguen im Großen und Unglaublichen sichtbar. Noch hoffte man vom Obersten Gericht Anerkennung — aber auch dort war es gelungen: man sprach gegen die Meinung des Landrechts. Uns blieb nur noch ein Weg: der der Revision des ganzen Processes. Es bot große Schwierigkeiten, diese Gunst unter Kaiser Franz zu erlangen. Doch war gerade der ungarische Reichstag in Preßburg versammelt, Onkel Graf Joseph Brunsvik, Tavernicus, eine hohe Würde — man wagte den Versuch. Er gelang: der Onkel bewirkte die Erlaubniß zur Reassammirung des Processes vor dem Staatsrathe. Staatsrath P. ward zum Referenten ernannt. Die Familie Stackelberg verhielt sich in ruhiger Erwartung, Trauttmannsdorff-Nádasdy nicht. Man weiß durch spätere Verräther, daß die Gemahlin P.s einen Schmuck von 20000 Fl. im Werthe erhalten hatte! Baron N., der nach der Catastrophe uns diente, war bei der Commission, welche vom Trebitscher Magistrat nach Lessonitz und Wittschap geführt wurde, um die Schafe zu untersuchen; Trauttmannsdorff hatte nämlich angegeben, daß sie die Räude hätten — früher waren aber die Schäfer bestochen, mit Stecknadeln die Haut auf mehreren aufzuritzen; diese wurden als Beweise vorgeführt! Eine schändliche Geschichte!

Der letzte Ausgang war: daß die beiden Herrschaften Trauttmannsdorff zugesprochen, der Kaufschilling aber von 200 000 Fl., die von Stackelberg ausgewiesenen Verbesserungen, nämlich unverkauftes Vieh, Wiesen-Bewässerung und Entwässerungen, Baulichkeiten etc. noch heute, nach bald 40 Jahren, in ihren Händen sind, und keiner der Verwandten Muth und Klugheit genug hat, um diesen elenden Proceß zu Ende zu bringen. Man wartete auf Stackelberg; denn er war unterfertigt, er war Käufer, er war Eigenthümer. Diese ganzen Vorgänge hindurch war er aber außer Stande, in Oesterreich zu bleiben. Er raubte uns seine drei kleinen Töchter, da sie Josephine nicht

herausgeben und ihm auch nicht folgen wollte, und zog mit ihnen angeblich in seine Heimath Esthland, wo seine Mutter, fünf Brüder und vier Schwestern lebten — ein dort sehr angesehenes Geschlecht. Seine älteste Schwester heurathete Meyendorff, den General-Adjutanten des Kaisers von Rußland. Ein Meyendorff ist jetzt Gesandter des mächtigen Czaren in Wien; ist's ihr Sohn?

Wir zogen im October 1813 von Wittschap in die Stadt nach Wien, wo Josephine in ihrem eigenen oder ihrer Kinder Deym Hause ihre Wohnung nicht aufgegeben hatte, und im Frühjahr in das Schloß Hacking, wo ich acht Monate mit den sämmtlichen Kindern hauste. In Wien wurden Meister genommen; der ganze Tag war besetzt. Früh Morgens und Abends im Herbst und ersten Frühjahr spazierte ich mit ihnen über die Glacis und Bastionen, wo sie ihre Ebats und Spiele vornahmen. Ich war wieder die geliebte und liebende Gouvernante. Den 9. April 1813 war ein kleines Mädchen geboren: Minona; — ich machte die sage femme um 9 Uhr Abends, man konnte der Bestellten nicht schnell habhaft werden am Kärnthner Thor, und Josephine haßte aus Erfahrung derlei Dienste. Man schickte um selbe, als das Kind schon schrie. Nach Angabe der vorsichtigen und muthigen Mutter löste ich es, badete es, zog es an — und es lag bereits im netten Bettchen, als die weise Frau eintrat und mit allem zufrieden war. Von dem Augenblick gehörte das liebliche Engelchen mein, und anderthalb Jahre kannte es Niemanden als mich. Wir mietheten eine Ziege, welche mit Tagesanbruch in mein Zimmer gebracht wurde, wo das Kindchen an meiner Seite schlief; es wurde bedient und genährt durch mich. Ich trug es im Prater spazieren auf meinen Armen und durch die Gallerien und Balcone im Hause, wo die hundert classischen Büsten und Statuen aufgestellt waren. Unvergeßlich sind meine Gefühle im ersten rosenrothen Morgenschimmer, beim Aufgang der Sonne durch diese Säle und Gallerien zu spazieren mit dem schönen Ge-

danken an die Zukunft der Menschheit, die damals so glänzend vor unsern Augen stand und wozu wir uns berufen fühlten mitzuwirken durch Erziehung und Bildung junger Weltbürger. Den achten Tag war die Taufe im Zimmer der Mutter, und der Dominicaner-Mönch hatte Mühe die Namen herzusagen, die wir in unserer Zärtlichkeit ihm beilegten: Maria, Theresia, Selma, Arria, Cornelia, Minona. Ich war Taufmutter und das Kind wurde mir förmlich geschenkt.

Den 3. Juny zogen wir nach Hacking. Die Knaben hatten Griechisch begonnen und da es nicht recht vor wollte und Victoire, die älteste herrlich begabte Schwester, die Mutter unablässig bat, sie mitlernen zu lassen, wurde es gewährt. Ich mußte als Garde-Dame assistiren. Ich machte mir Hefte und schrieb und lernte mit, damit ich in der Villeggiatura als Correpetitor fungiren könnte. So geschah es; — wir hatten die grammaire durchgenommen und es wurde bereits Xenophon's Anabasis in's Deutsche übertragen. Die 40 Vocabeln täglich auf unseren Spaziergängen am Glacis und den Basteyen im Kopf zu fixiren, der schon mit vielerlei Sorgen belastet war, fiel mir schwer — aber es gieng, weil es gehen mußte — es war kein Scherz. Der Lehrer, der ein Studiosus medicinae war, kam am Sonnabend nach Hacking, gab zwei Stunden und corrigirte die Uebersetzungen Sonntag und Montag früh; die Woche über machte ich den Meister. Dies pädagogische Leben gefiel mir außerordentlich und nie war ich glücklicher als in Wittschap und Hacking. Mein kleines Kindchen wurde sehr einfach gehalten und gedieh vortrefflich. Schwester Lotti mit Gemahl und Kindern, die kleine Blanca und Emma, kamen uns zu besuchen und freuten sich des stets jauchzenden fröhlichen Kindchens. Wir hatten Tauben und Hühner und ergingen uns in dem herrlichen kaiserlichen Thiergarten oder in Schönbrunn. Im Spätherbst ließ Josephine ihre Kinder zu sich kommen und ich blieb den Winter allein mit der lieblichen Minona und einem Dienstmädchen.

Schon in Wittschap hatte ich angefangen, Journale zu schreiben. Vom Jahre 1810 bis 1852 existiren sie zum Theil noch — es ging nicht immer regelmäßig.

Durch den Spruch des Staatsrathes, die Uebergabe der reichen Herrschaft durch seinen Inspector Frank, ein gar würdiger stiller Mann, an die ältern Beamten, war Stackelberg aufs äußerste gereizt. Der Ehefriede war endlich unwiederbringlich zerstört. Wie oft, wenn sie disputirten über dies und jenes, warf ich mich auf die Knie vor ihnen und beschwor den einen und den andern nachzugeben. Jeder berief sich auf die Vernunft — jeder aber hielt etwas anderes für vernünftig, sowohl in Rücksicht der Erziehung, Wahl der Meister etc., als in der Verwaltung des Vermögens. Die pecuniären Verhältnisse schnitten endlich den gordischen Knoten entzwei. Es zeigte sich: Stackelberg bekam aus Rußland keine Gelder. Er wollte auch nichts ergreifen, sein Geist war gelähmt durch zu viele Widerwärtigkeiten. Die Verwaltung des Hauses gedieh nicht. Josephine nahm nach und nach alle Theile wieder an sich und bedeutete ihn endlich, kein Geld für seine Privat-Auslagen ihm ferner geben zu können. Sie wollte ihn zwingen, thätig zu werden, verschloß seine Kleidungsstücke und Wäsche — er, zornig, machte eine Scene und verließ das Haus.

Wir sahen ihn sechs Monate nicht. Er erzählte später, er hatte ein kleines Zimmer gemiethet, sich auf sein Bett geworfen, in Thränen und Ringen nach Erleuchtung und Hilfe innigst zu Gott gebetet, und siehe da, es ward ihm Hilfe von oben — der Herr selbst mit seiner Gnade kehrte ein in dies von allem irdischen Hoffen und Wünschen baare Herz und erfüllte es mit Trost, mit Liebe und Glaube. Von diesem Augenblick an gehörte es aber auch dem Herrn allein. Er verließ Wien, bereiste Deutschland, studirte ganz andere Dinge wie früher, suchte alle frommen Familien auf und bereitete sich so vor zu der großen Mission, die ihm ward, mit Kaiser Alexander an Esthlands, seines Vaterlandes, Vervollkommnung zu arbeiten.

Kaiser Alexander hatte ihn 1825 zum Schulen-Director über die Provinz Esthland eingesetzt, wo er, wenn ich mich recht erinnere, 1200 Schulen unter seine Direction bekam und mit vielen Männern seiner Ueberzeugung unglaublich viel des Guten wirkte in acht Jahren. Nach den ersten 6 Monaten seiner Strebungen kam er nach Wien, besuchte seine Gattin und forderte sie auf, ihn nach Rußland zu begleiten, wo ein älterer Bruder Gottschall gestorben [war] und ihm, Christoph, die Güter vermacht hatte. Josephine konnte nicht — schon kränklich und angegriffen, als Vormünderin der Deymschen vier Kinder und Verwalterin des spärlichen Vermögens — alles verlassen. Da verlangte er seine drei Töchter — Minona $1\frac{1}{2}$ Jahr alt. Noch sehe ich die Gruppe zum Malen vor mir. Auf der schönen Mutter Knieen saß das kleine rosige Engelchen; zu beiden Seiten umschlangen sie Laura und Theophile, die kleine Griechin — sie hatte von mir bei 200 altgriechische Worte behalten. Stackelberg ging mit langen Schritten an der Gruppe vorüber. Josephine sagte: „laß mir die Kinder, ich habe sie ja mit Schmerzen geboren!" Stackelberg kämpfte lange. Des andern Tages ging er zu Siebert, der Chef der Polizey war, und zeigte ihm den Fall an. Um Mittagszeit standen sechs Vertraute vor dem Thor und in den geschlossenen Gängen vor dem Zimmer — und die lieben Kleinen wurden ohne Abschied, der Reisewagen vor dem Thor, mit ihrer Gouvernante, die Josephine ihnen gegeben hatte, uns entführt!!

Zwei Jahre hatten wir nicht die geringste Nachricht von ihrem Aufenthalt, von ihrem und ihres Vaters Befinden! Plötzlich erscheint ein Brief vom Dechant von Trautenau in Böhmen, welcher uns meldet, daß die Kinder mit ihrer Aufseherin Caspar bei ihm durch Baron Stackelberg für wenige Wochen zurückgelassen wurden, das Geld aber in $1\frac{1}{2}$ Jahren schon längst verzehrt [sei und] noch 700 Fl. Schulden da sind; er bitte, da der Vater verschollen, die Kinder abholen zu lassen und das nöthige Geld zu senden. Was hatten wir eiligeres zu

thun, als die Summe zusammen zu raffen und an den würdigen Dechant zu übermitteln. Er zahlt Alles, läßt die nöthigen Winterkleider anfertigen, bestellt die Gelegenheit, die Kinder sitzen schon im Wagen — da erscheint Baron Otto Stackelberg, der jüngere Bruder, und legt Protest ein gegen die Abreise der Kinder. Er kommt im Namen des Vaters mit Geld versehen, — unser Geld wurde aber nicht zurückgesendet. Nach noch $2^1/_2$ Jahren kömmt endlich Stackelberg mit der nun schon sechsjährigen Minona und ihren Schwestern nach Wien. Merkwürdig hatte sich das Kind entwickelt. Ohne schön zu sein, war sie stark und imponirte dermaßen ihren ältern Schwestern, daß wir sie immer die Gouvernante nannten. Es zeigte sich auch später, daß sie das meiste Genie unter den Schwestern hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wien nahm Stackelberg erst jetzt die Reise mit ihnen zu ihrer Großmutter vor. Josephine ließ sie ruhig ziehen. Sie hatte sich überzeugt, daß die Last, auch diese Kinder zu erziehen, zu schwer für sie sey; sie kränkelte, — meine Mutter auch — wir trennten uns, um uns nur noch auf kurze Zeit anzugehören. . . .

Stackelberg hatte Abschied genommen von uns und Oesterreich. Er hatte früher sich vorgenommen, den ganzen Gang dieses Processes in Druck zu geben in Leipzig, um zu zeigen, wie die Justiz Familien um Alles bringen kann. Aber seine neue Würde als gläubiger Christ verboth ihm Rache und Processe. Er reiste mit seinen theuersten Schätzen, mit seinen Kindern auf und davon, indignirt im tiefsten seiner Seele!

Fritz Deym, der Sohn, hatte nichts gelernt als Bruchstücke und wollte nichts lernen. Er zeigte Lust zum Militär — der Mutter, die schon viel bettlägerig war, ein Gräuel. Einst, wie es zur Sprache kam, schrie sie aus ihrem Bett: „Nur über meine Leiche gehst du zum Militär!" und doch schrieb sie selbst und bath mich nach Crems zu reisen, um diesen lieben, immer vorgezogenen und darum verzogenen Sohn dem Obersten Kubicowsky, der ihr als der strengste genannt wurde, anzu-

empfehlen! Dieſer Eintritt in's Militär machte auf mich auch den heftigſten Eindruck. Ich gehörte nie unter die Empfindelnden und doch iſt es wahr, [daß,] wenn ich nachmals eine Schildwache erblickte, ich immer die Empfindung einer Ohnmacht verſpürte. Sollte es der Empfindung deutlich geweſen ſein, was die Knechte der Knechte Uebles anrichten in Deiner ſchönen Welt, o Gott? Sie ſollen unſer Schutz ſein und ſind auf Commando gegen ihr eignes Volk! Wie lange ſoll dieſe Soldatenwirthſchaft noch dauern, die nie ſo arg war, als 1850—1852?! —

Meine gute Schweſter Joſephine hatte ſich überarbeitet. Die Einkünfte waren ſehr zuſammengeſchmolzen — ſie zeigte mir, daß ihr noch drei Fl. W.W. täglich blieben, um den Winter in Wien bleiben zu können mit den beiden Töchtern. Carl wurde zur Landwirthſchaft beſtimmt und nach Altenburg in die Oekonomie-Schule Erzherzog Albrechts gethan. Er erkrankte dort heftig; es legte den Grund zu ſeinem frühen Tode.

Als die kleinen Stackelbergs fort waren, 1814 der große Congreß zu Wien abgehalten wurde, giengen wir, nemlich ich und die Deym'ſchen Kinder nach Ungarn zur Mutter. Wir brachten den Herbſt und Winter bis Juny in Martonvásár ſehr fleißig zu, hatten einen ungariſchen Lehrer zu uns genommen. Ich beſaß viel pädagogiſchen Tact, was ſich auch ſpäter bei den Kleinkinder-Schulen bewies. Die Kinder lernten gerne und ſchnell bei mir. In Sprachen hatte ich eine ganz eigene Methode, brauchte keine grammaire. Ich nahm ein leicht geſchriebenes, der Stufe der Conception angemeſſenes, aus der verſtandenen Sprache überſetztes Buch. Wir laſen, und durch Hilfe einiger kleinen Bemerkungen hatte der Schüler die unausſprechliche Freude zu verſtehen. Freuden aber ſind die Flügel, auf denen man weit kommt. Carl und Sephi mit Victoire lernten Latein. Wir waren glücklich — denn nichts macht Kinder glücklicher, als das Bewußtſein des Fortſchrittes,

die Freude der überwundenen Schwierigkeiten und „die Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört". Der Umgang mit Kindern ist gewiß das Lohnendste, was uns auf Erden werden kann, und trägt zur eignen Vervollkommnung am meisten bei. Victoire bewies in allem sehr viele Gaben, sehr viel Scharfsinn. Mutter und Bruder waren sehr liebreich, doch durchschaute den Letzten die angehende Jungfrau sehr bald — sie nannte ihn stets den Grafen „Ego".

In dieser Zeit war es, daß Baron C. P. sehr oft nach Martonvásár kam. Er liebte meinen Bruder und wollte von ihm und seinen Leuten die Landwirthschafts-Methoden kennen lernen. Wir spielten Schach zusammen, und da übermannte ihn einst seine Leidenschaft für mich, er wollte mich umarmen, und von diesem Augenblick [an] wiederholte er oft seine Anträge und wartete zwei Jahre auf meine Einwilligung; denn ich sagte stets, ich müßte erst darüber denken und hätte noch keine Zeit dazu.

Ich war kalt geblieben, eine frühere Leidenschaft hatte mein Herz verzehrt. Josephine hatte mich nöthig, ihre Kinder, so viel versprechend, liebten mich, wie ich sie, — wie hätte ich mich aus diesem Zauberkreise reißen können! Als ich 1819, nach der großen Hungersnoth für den Frauen-Verein thätig war, begegneten wir uns auf der Gasse. Ich fahrend, ließ halten auf ein Zeichen von ihm; er trat an den Wagen und sagte bedeutungsvoll: „Haben Sie nachgedacht, liebe Therese? es ist das Letztemal, daß ich Sie frage, ich reise nach Dresden und hole mir die Braut, wenn Sie nichts bestimmen." Ich gab lächelnd meine alte Antwort, Herz und Kopf voll des allgemeinen Elends: „Ich habe wirklich noch nicht Zeit gehabt, lieber Carl." Wir schieden — er wurde mein Feind. . .

Ich kam mit meiner Mutter nach Wien und übernahm die Verwaltung des Deym'schen Hauses, weil Josephine mit ihren Kindern fortgezogen war. Sie wollte ganz den Kindern leben.

Ich war in die mühseligen Rechnungen, Zahlungen, Einnahmen und Auslagen bei achtzig zu vermiethenden Zimmern und einer Gallerie, die täglich besichtigt, sehr rein gehalten werden mußte, über Vermögen beschäftigt. Wir wohnten auf dem Minoritenplatz. Täglich marschirte ich 5 Uhr Morgens im Sommer 1816 in das Gebäude am rothen Thurmthor, ordnete in meinem Cabinet die Dinge und sandte die Berichte und das Geld. So ging es auch den Winter hindurch. Es wurden die ungeheuer schweren steinernen Adler auf Polizey-Befehl herab genommen, die unzähligen breiten Balcone neu gebödnet und reparirt, die sämmtlichen Gesimse neu hergestellt — große Arbeiten, große Auslagen! Josephine kam zurück und war unzufrieden. Ich habe das aufgeschriebene Wort meiner gerechten Mutter, wo sie sagte: „statt Dank zu votiren, klagt man die Tante an".

Im Jahre 1816[1]), als ich von Josephinen und ihren Kindern und Haushalt getrennt, mit meiner Mutter in Ofen wohnte, auch Gärtnerei trieb und ein Kindchen Namens Luise (ein blondes Mädchen) mir zum Studium und zur Unterhaltung annahm und viel mit Litteratur mich beschäftigte, hatten wir im Lande durch zwei Jahre Mißwachs. Als auch das dritte Jahr besonders die oberen Gegenden keine Ernte gaben, stieg die Noth, die Hungersnoth auf's höchste. Die armen Bewohner der Berge, die sich zum Theil von Baumrinden nährten, stiegen schaarenweise [herab] in die Ebene, um zu betteln und zu sterben. Auch Siebenbürgen litt große Noth. Es kam kein Reisender an, der nicht schauderhafte Geschichten zu erzählen hatte. Die wankenden Gestalten kehrten Abends ein und wurden am Morgen in irgend einem Winkel, in der Krippe der Pferde todt gefunden! Kein Reisender kam, der nicht erzählte, auf der Straße, in den Gräben so und so viele Leichen gefunden und ihr Begräbniß veranlaßt und be-

[1]) Muß 1818 heißen.

zahlt zu haben! Ein namenloses Elend, das dem Lande über 100000 Menschen raubte; denn viele waren in die Wallachei gegangen und nicht wiedergekehrt. In der kleinen Wallachei befindet sich noch ein Stamm von Magyaren, die dieselbe Sprache reden; eine halbe Million.

Mein Gemüth war von Schreck und Mitleid ergriffen, meine ganze Thätigkeit angeregt. Ich entwarf den Plan eines Frauenvereins und ging mit diesem zu meinen Freundinnen. Baronin Budnyansky, geb. Liptay zeichnete sich durch Verständniß und Theilnahme aus, [ebenso] Gfin. Johanna Teleky-Mészáros und Gfin. Albert Gyulay. Jede gab 1000 Fl. zum Beginne und wir kamen in corpore als Deputirte zur Oberst-hofmeisterin Baronin Revay, dann zur Erzherzogin Hermine, zweite Gemahlin des Palatins — und in kurzer Zeit hatten wir die Freude, daß von der Regierung die Erlaubniß kam, für Budapesth gesonderte zwei Frauenvereine zu bilden. Jede der fünf Damen, welche im Bunde waren, unterzeichnete 5000 Fl. W. W. Ich benützte eine Einladung bei Paul Almásy für den Abend. Es waren an zwanzig Spieltische da. Am anderen Tage sollte schon die Präsidentenwahl stattfinden, die erste allgemeine Versammlung gehalten werden. Ich ging von Tisch zu Tisch und frug: „wem gibst Du? wem geben Sie Ihre Stimme?" und die Antworten klangen: „ich weiß nicht, soll ich meine Kammerjungfer wählen?" (denn auch bürgerliche Frauen sollten zu Bezirksvorsteherinnen gewählt werden.) „Ich kenne keine bürgerlichen." Ueberall sagte ich: „Wählt die Gräfin Johanna Teleky zur Vorsteherin!" — und so geschah es. Nach der Pesther Sitzung kam ich zu ihr und wir umarmten uns, wie kleine Mädchen jubelnd, als sie mir entgegenschrie: „Ich bin Vorsteherin!" Wir hatten uns beredet, das Einkommen nicht Groschen- oder Guldenweise zu vertheilen, sondern bleibende Institute zu gründen, um dem Verarmen zuvorzukommen. Versorgungshäuser, Arbeiterasyle, vor allem Schulen, Erwerbsschulen für Kinder etc. Sehr thätig, sehr großartig arbeitete

meine Freundin als Präsidentin durch 10—12 Jahre. Bald aber überstieg das anerkannte Bedürfniß die Kräfte der Gräfin, die doch bedeutend waren.

Die Erzherzogin hatte zur Einleitungsdame Gräfin Sándor Szápary, ihre Hofdame, gewählt. Diese kam zu meiner Tante Brunsvik, Gemahlin des ersten Kronbeamten, und ich war gerade anwesend. Mit großem Eifer sprach diese wenig unterrichtete Weltdame das Gegentheil der Pesther Damen aus: „Und wenn wir Millionen einnehmen, so wird alles in einer Woche vertheilt werden!" Sie war von der großen Noth ergriffen, aber unvorsichtig und kleinlich. Meine Tante wurde zur Präsidentin gewählt und blieb es auch ihr Leben lang. Sie sagte im Wahllocal: „Ich nehme die Ehre nur an, wenn meine Nichte Therese mir an die Seite gegeben wird, denn ich verstehe mich nicht in der Sache und habe in meiner Stellung als Mutter und Hausfrau nicht die nöthige Zeit." Nach den Statuten waren beide Städte jede in sechs Bezirke getheilt und jedem Bezirk eine Frau und eine Dame zu Vorsteherinnen gegeben. Meine gute Tante nahm in Ofen die entfernteste [Anstalt], denn sagte sie, „ich habe Wagen und Pferde, das entfernte Neustift besuchen zu können". Gleich den andern Tag wurde ich auf meinen Vorschlag in die Schule Neustift gesendet. Ich hatte mir einen großen Vorrath voll niedlicher und zweckmäßiger Geschenke für die Kinder zusammengelegt, und der schönste Tag meines Lebens, der eine blühende Zukunft versprach, brach an, der Stadt, dem Lande und mir! Berseviczi, nachmalige Gräfin Stahremberg, welche mit ihrem ersten Kinde in Korompa starb, begleitete mich. Die Geschenke, meine Worte der Zusage und Theilnahme erregten einen wahren Enthusiasmus und ich fühlte mich hoch beglückt....

Die Erzählung wird immer tragischer. Durch zehn Jahre darauf verloren wir durch den Tod sechzig Personen der Bluts- und Geistesverwandtschaft — und Josephine, meine geistvolle Schwester, führte den Todesreigen an! Sie wurde schwächer

und schwächer, sie entbehrte Nahrungsmittel und Hilfe aller Art — die Nervenschwindsucht bildete sich aus — und sie ward uns entrissen, die herrliche Frau, die noch am Rande des Abgrunds wie ein unbefangenes Kind mit Blumen spielte. Meine Mutter wollte die theuren Verwaisten zu sich nehmen, aber Gräfin Golz hatte ein besseres Recht. Victoire zog nach Prag und Nemischl. Sephine war nach eigner Wahl, noch nicht 16 Jahre alt, in das Stift der englischen Fräuleins eingetreten, sechs Monate vor der Mutter Tod. Auch sie starb ein Jahr nach der Schwester Victoire in St. Pölten.

Beide Söhne waren placirt: Fritz war schon Oberlieutnant, Carl in Altenburg und Martonvásár stationirt. Victoire erlebte den Tod der theuren, interessanten Tante Golz, Besitzerin der Herrschaft Nemischl. Sie erkrankte, starb in Victoires Armen. Im Testament war Fritz Universalerbe, Victoire erhielt 36000 Fl. Capital. . .

Josephine holte sich nach und nach vier ihrer liebenswürdigen Töchter in der Blüthe des Alters und der schönsten Hoffnungen für eine irdische Zukunft. Victoire, der Glanz-Stern, machte den Anfang mit 23 Jahren; sie war mündig gesprochen und hätte ihre verwaisten Brüder erziehen helfen sollen. Sie hätte mit mir ein großartiges Erziehungs-Haus gegründet und geführt im geliebten Vaterland! Weißkirchen bei Tyrnau war dazu ausersehen. Antonaeum wollten wir es nennen, meinem theuren Vater zu Ehren! Im Jahre 1823 den 2ten Feb., nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen — Scharlach, der sich auf's Gehirn geworfen — nachdem sie Mutter und Tante Golz, ihre Pathe, zu Grabe geleitet, sie in Krankheit und Sterben wie ein Engel umgeben hatte, starb sie und wurde, wie die Sage meldet, noch nach dem ersten Tode wieder gesehen in der Gruft von St. Stephan![1]).

[1]) Sie starb eines grausigen Todes. Als Opfer einer in Wien herrschenden Scharlachepidemie, mußte sie, gleich allen daran Gestorbenen,

Carl kam nach seiner Genesung nach Ungarn, um die Studien der Landwirthschaft praktisch und theoretisch bei dem berühmtesten Landwirth des Weißenburger Comitats, meinem Bruder, fortzusetzen. Leider hatte der Bruder wenig Lust und Muse zu lehren, und der halbkranke Neffe wenig Freude zu lernen. Er mied seine Großmutter, Tante, Onkel — und hielt sich an den neuen Inspector der Herrschaft, Seyffert, der zwei Töchter hatte. Die jüngste bildete sich ein, daß sie eine allerliebste Gräfin spielen könnte; die italienische Mutter bestärkte sie darin — Carln ward es wohl, die Pajkos-Manieren von Altenburg in Martonvásár fortsetzen zu können. In Hemdärmeln, die Tabakpfeife im Munde, lag er halbe Tage oder ganze Abende auf dem Canapée bei Seyffert. Pauline verliebte sich tödlich in den schönen Endymion, wird sterbenskrank und phantasirt seinen Namen. Plötzlich erhalte ich folgendes Liebesbriefchen meines Neffen Carl Deym: „Wenn Sie bei meiner feierlichen Vermählung in der Pfarrkirche zu Vál, wie Sie mir gewiß die Freude machen, meiner Vereinigung mit meiner angebeteten Pauline die Weihe geben, so werden Zimmer zu Ihrer Bequemlichkeit sowohl in Vál, als in Martonvásár bereit sein.“ Die arme Großmutter hatte der Schlag bald gerührt, der Bruder hatte Protest eingelegt — allein der listige Pfarrer(jetziger Bischof von Weißenburg) hatte die Ehe eingesegnet, und der blutjunge Ehemann hatte von Vál aus gleich vom Altar eine Fußreise und Jagdparthie nach Steyermark gemacht!

---

sofort begraben werden. Scheintot wurde sie in der Gruft beigesetzt, und als man diese nach einiger Zeit öffnete, fand man die Unglückliche bei geöffnetem Sargdeckel mit abgenagtem Arm auf den Stufen vor der Tür liegen. So teilte mir Frau Dr. Ilka Melichar, geb. Gräfin Deym in Prag mit. Gräfin Therese Brunsvik schreibt an anderer Stelle: „Als ich der genialen Tochter Tod erfuhr, konnte ich nicht getröstet werden und blieb drei Jahre wie eine Verlorene an Geist und Körper.“ Die Nachbildung eines im Besitz der Familie befindlichen Porträts der Frühverstorbenen mit einer hier aus dem Lateinischen übersetzten Inschrift schmückt dies Buch.

Man wird sie der Erde nur zeigen und nicht länger ihr lassen.

Victoria Gräfin Deym

die hohe Würde mit unübertrefflicher Sittenreinheit verbindend und mit gleicher Anspruchslosigkeit und unwiderstehlicher Beredsamkeit begabt für aller der Ihren Stolz und Freude mit Recht gegolten hat. In den Künsten und Wissenschaften hervorragend gebildet, mit der deutschen, böhmischen, französischen, italienischen, griechischen Sprache vollkommen vertraut. Sie hat nur, ach, wenige Jahre, 22, gelebt und hinterließ die größte Sehnsucht nach ihr. Der Welt geschenkt i. J. 1800, dem Himmel zurückgegeben i. J. 1823, würdig sicherlich eines längeren Lebens, wäre sie des ewigen nicht würdiger gewesen.

Sie waren später nicht glücklich. Die junge Frau war unwissend. Sie wollte nicht lernen, und darüber gab es große Scharmützl und Unzufriedenheiten, de part et d'autre. Er kränkelte. Um seine Mißheurath zu decken, machte er Aufwand, [hielt sich] Equipage, goldstrotzende Jäger. Wenn wir an einander vorüberfuhren, war es drollig, meine Einfachheit in Equipage ohne Diener, und Carl'n mit der geputzten Gräfin und dem brillanten Jäger zu sehen ...

Sie gab ihm zwei Kinder, das erste, eine Tochter, nannte er Blanca. Er hatte Blanca Teleky geliebt und sie sich zur Gattin auserkohren, als diese durch drei Jahre bei uns war, beide gleichsam mit einander ihre letzte Erziehung bei uns erhielten.

Teleky Imre auf seinem einsamen Herrschaftssitz Hosszufalu sah seine beiden Töchter Blanca und Emma heranwachsen und konnte ihnen nur den mangelhaften Unterricht von Gouvernanten zu Theil werden lassen. Einst bekam ich ein feierliches Schreiben, wo er mich einlud zu kommen und seine Tochter Blanca abzuhohlen und zu mir zu nehmen, um sowohl die sogenannte Welt kennen zu lernen und ihre Sitten sich anzueignen, als auch Meister zu erhalten. Sie hatte große Fähigkeiten, besonders war es auf schöne Künste abgesehen: Musik, Malen, Litteratur. Es war in den zwanziger Jahren. Thugut Heinrich, ein genialer academischer Historien-Maler, war nach Budapesth gekommen. Nach einem 3jährigen Unterricht hatte sie eine Skizze [von] Rubens meisterlich copirt, worauf 15 Porträte in Oehl. Heinrich war ein sehr strenger, genauer Meister und bewirkte Wunder. Sie war unendlich fleißig, au détriment de sa santé, sie portraitirte das ganze Haus, alles gelang. Sie wäre ein ausgezeichneter Maler geworden, wenn sie nach diesem 3jährigen classischen Unterricht gleich nach Paris in die treffliche Schule Cogniet's gekommen wäre. Sie kam 1840 dahin, als ihre Schwester Emma mit August Baron Gerando verheurathet war — aber zu spät: ihre Gesundheit hielt die große Anstrengung einer gründlichen

Compositions-Malerey nicht mehr aus. Doch sind ihre Leistungen alle sehr bedeutend. Mit der Musik ging es aber nicht.

Krankheit unterbrach alles, und sie ging zurück zu den Eltern im Sommer, als ich meine erste Kleinkinderschule in Ofen errichtete, welche auf 180 Kinder stieg. Mit elf Kindern hatte ich angefangen, im guten Glauben, aber ohne besondere Hoffnung, daß sich Eltern finden würden, welche ihre zwei bis vier Jahr alten Kinder in eine Schule schicken würden. Allein es war an der Zeit auch in Budapesth, im unbekannten ungrischen Lande. Owen in Schottland hatte zuerst versucht 1819 die kleinen Kinder seiner Fabriks-Arbeiter zu versammeln und organisirt unterrichten zu lassen. Am Continent hatte nur Genf und Paris mit uns zugleich das glorioſe Beispiel nachgeahmt, nämlich 1827 auf 28. Sechs Jahre darauf hatten wir 60 derley Anstalten in der Monarchie mit 6000 Kindern, trotz aller Schwierigkeiten, alles Unverstandes, aller pecuniären und politischen Hemmnisse. Ich hatte den ersten Verein gestiftet; es war von vereintem Wirken noch kein Beispiel in Ungarn. Der Statthalterey-Rath und Referent des Schulwesens, v. Nitray, ein Freund und täglicher Besucher unsers Hauses, schlug die Hände über dem Kopf zusammen bei meiner Proposition, und seitdem wuchsen die zahlreichen Vereine wie Pilze aus der Erde und die Regierung wehrte nicht.

Es sind, wie man sieht, ungeheure Veränderungen vorgegangen im Leben der Schreiberin dieser Blätter in den Jahren 1820—30. Fritz Deym, der Bruder Carls, war Cadet, brachte einen Winter im Feuerpiket in Wien zu, kam in die Abendgesellschaften einer Gräfin Seignan, geborne v. Armin, wo preußischer schlechter Caffee, zwei schöne Töchter und Tanz täglich zu finden waren. Der geistvolle Fritz merkte bald, wo das hinaus gieng mit den zwar kleinen, doch zu großen Auslagen in der Familie. Er hatte sich in die ältere 15jährige schöne Pauline verliebt und unternahm es, die Familie ran-

giren zu wollen. Un beau matin erscheint Fritz bei mir in Ofen. Er hatte etwas auf dem Herzen — ich mußte das Eis brechen: „Du willst mir etwas Schweres vertrauen, was ist es? heraus damit! du bist vermählt?“ Das „Ja“ aus seiner Brust machte mich zu Eis, die Pulse stockten! „Du bist verheurathet um Gottes Willen? Ein k. k. Cadet im Regiment, unter Vormundschaft noch, was soll das?“ Nun wurde geschmeichelt: „Die ganze Familie ist im Gasthof Ofen: Schwiegermutter, Schwägerin, Weib und Kind, und harren auf die Gnade der Tante, sie anständig zu bewohnen, einzurichten etc. Morgen fahren wir hin, suchen Quartier, placiren sie unter den Flügeln und der Obsorge der guten theuren Mutter-Tante, denn ich muß zurück, der Urlaub ist nur auf acht Tage.“ — Was thun?!

Eine schöne, stattliche, gutmüthige deutsche Frau — ein allerliebstes blondes Püppchen von dreizehn Jahren und die junge Frau mit dem Kindchen auf dem Arm, eine sehr zarte, schöne Brünette! Die Christinen-Vorstadt gab uns reinliche Zimmer und einen Garten. Da lag das schöne Knäblein im Gras unter der Bewunderung von vier Frauenherzen — es war Victor Deym, der Unglückliche, der mit dreißig Jahren in schmählicher Unthätigkeit seinen frühen Tod fand. Pauline, seine Mutter, kränkelte an der Brust und starb mit dem 2ten Kinde Alfred in den Wochen, auch in der Ofener Christinenstadt. Die Mutter, Gfin. Seignan de Casteras, starb 1831 an der Cholera. Fritz avancirte zum Rittmeister, quittirte und heurathete zum zweiten Mal eine reiche Erbin, Comtesse Caroline Buquoi, mit welcher er elf Kinder erzeugte. Fritz wurde ein speculativer Oeconom. Er hatte von seiner Tante, Gräfin Golz, die hübsche Herrschaft Nemischl geerbt, kaufte $2^1/_2$ Stunden von Prag die bedeutendere Liblice, hatte seinem Bruder Carl das halbe Haus in Wien abgelöst, trieb Börsengeschäfte und wird alle Tage reicher. Auch gepriesener Schriftsteller ist er für finanzielle Gegenstände. Fritz war dann bei 30 Jahre

ein prachtvoller Hausvater — und wird im Andenken der Menschen leben. Carl starb arm und verschuldet, seine Frau Pauline Seyffert vor ihm, nachdem sie noch einen Sohn geboren, den der Vater Isidor nannte. Die zwei verwaisten Kinder kamen in die Vormundschaft und in das Haus des Cousin Grafen Franz Deym sen. Ich war in jenen Augenblicken der Krankheit und des Todes Carls in England.

Zurück zu Fritz Deym! — Meine gute Mutter sollte von der Heurath Fritzens mit Pauline auf die schonendste Weise unterrichtet werden. Ich hatte ältere Möbel theils aus meinen Zimmern, theils von den Böden herabgeschafft und ihnen in die Christinenstadt gesendet. Ich hatte beinah täglich sie besucht, denn so isolirt und an Gesellschaft gewöhnt, wünschten sie es sehnlich. Wir beschlossen endlich, den 26. July, am Namenstag der Mutter, ihr die Ueberraschung eines ersten Urenkels zur Gratulation zu bringen. Morgens zehn Uhr saß die Treffliche im Schatten exotischer Bäume und Sträucher im Festungsgärtchen ihres Hauses und las Gebete in französischer Sprache, ihrer Lieblingssprache. (Sie konnte nicht begreifen, wie ich Wohlgefallen an den deutschen Weitläufigkeiten finden konnte.) Ich trete vor und wünsche ihr einen guten Morgen, Glück und Fortdauer und sagte: ich bringe ihr ein schönes Geschenk, eine Tochter und ein Urenkelchen, indem ich Pauline mit dem Kinde vorstellte! — Bei uns kam Alles durch Ueberraschungen, auch später Emma und August, Max und Jery! Die Mutter war gütig und theilnehmend und setzte die zitternde Pauline gleich à son aise, sie herzte den Kleinen und ließ sich erzählen. Auch Gfin. Seignan und Isidora durfte ich Nachmittag bringen. Es war eine Gräfin, und das war genug, keine Mésalliance, obwohl Seyffert auch adelich sein soll. Carl hatte eigentlich den Fritz nachgeahmt. Junge Leute lieben so sehr Acte der Selbstständigkeit zu thun. Es ist wahr, wir hatten die Kinder zur Selbstständigkeit erzogen und genossen nun die Früchte davon! ...

Carls Tod war größtentheils die Folge seiner herrlichen Gemüthsanlagen. 1838 im März, in der ewig denkwürdigen Ueberschwemmung in Pesth rettete Carl durch herculische Anstrengung Hunderten das Leben. Durch drei Tage und Nächte sah man ihn auf Flößen rudern, oder bis an die Lenden im Wasser, ohne sich trocken zu machen; — denn auch der Leichtsinn spielt eine Rolle in diesen Ländern beim Untergang des Einzelnen, ein ungeregelter Enthusiasmus. Ein schönes bedeutungsvolles Wort aus dem Persischen: En-thou-sias: In Gott sein. Viele Wochen kämpfte er in Agonie, als wenn er mich erwarten wollte aus England an seinem Sterbebett, mir die Kinder zu übergeben, die keine Mutter mehr hatten! Isidor, der Knabe, ward das Ebenbild seiner Großmutter, meiner so sehr geliebten Schwester; sie war mir ja Alles gewesen, Mutter, Freundin, Vorbild und Leiterin! Sonderbar, der Vater liebte den schönen, herzigen Knaben nicht. Die kleine Blanca war sein Augenstern, die er weidlich verdarb durch Schmeicheleyen und Zuckerwerk, die er eitel machte durch ausgesuchte Kleidung.

Dem pedantischen Franziskaner, der noch im Geiste des 16ten Jahrhunderts verfuhr im Hause Dezasse, Bohunicz bei Neutra, konnte Isidor, das geniale Kind, nicht genug thun: [er mußte] Worte ohne Sinn memoriren, er war also immer in Strafe. Sein weniger talentirter Gefährte, Sohn des Hauses, Emil, wurde ihm immer vorgezogen. Endlich gab man den 16jährigen in ein Regiments-Erziehungshaus zu Tyrnau. Wenn ich ihn da besuchte, so war die stereotype Antwort des holden sanften Knaben: „jetzt bin ich's schon gewohnt!" — nämlich die Strohknödl, das ein Schuh breite, harte Lager. „Jetzt bin ich's schon gewohnt", hallt es noch immer nach in meinen Ohren. 1851 besuchte ich den Jüngling von 16 Jahren in Wiener Neustadt. Er war ähnlicher als je auch in Aeußerungen meiner theuern Josephine; in Gesichtszügen sah man nie so eine Aehnlichkeit. Er wird aus-

gezeichnet brav in seinem Fach, man behält ihn noch zwei Jahre dort. Alles ist mit ihm zufrieden, wo man früher nicht genug Schlimmes sagen konnte. So kommt es in der Erziehung auf Geist und Methode an.

Ach! ruft der Pädagoge, der Kinderfreund im höchsten Schmerz aus mit Salzmann: „Europäer, Ihr beklagt die schwarzen Sklaven, weint, o weint über Eure eigenen Kinder!" Aus Kindern werden Leute, und die Bitterkeit ihrer Jugend tragen sie in's Leben über, voll Zerrissenheit, Inconsequenzen.

Wie wenig die Sache und der Werth der Erziehung, der Nationalwerth derselben, begriffen wurde in Ungarn, möge folgendes Beispiel zeigen. Als in den Jahren 1820—30 ich alle meine besten Freunde und Verwandte verloren, mit den Kleinkinderasylen aber prächtige Geschäfte (moralische muß ich beisetzen) von 1828 bis 32 gemacht hatte, spukte auch hierin der böse Geist. Man hatte dem Palatin Joseph beigebracht, es würden ihm kleine Carbonari da erzogen — Mednyanszky wollte Hofrath werden. Ich war nach Preßburg geeilt, um dort die versprochenen Kinderasyle einzuführen, und ließ ihn als Vicepräses zurück. Als die Cassa, die ich zurückließ (aus Nichts erschaffen 4000 Gulden), erschöpft war, benützte er meine Abwesenheit, löste den Verein auf und übergab die drei Anstalten in Buda dem Frauenverein!!! Weiber, die nicht ein Buch darüber gelesen, die keine Idee darüber hatten, griffen in die Schöpfung, die täglich neue Schöpferkraft erforderte, ein. Was daraus entstehen konnte, lag auf der Hand. Ich kam zurück, und auf der Schwelle meiner ersten Muster- und Mutter-Anstalt, die ich mit meinem Herzblut geboren und erzogen hatte, überkam mich das Gefühl: „Also 50 Jahre bist du todt und das haben sie aus deiner Anstalt gemacht!" Es waren 6 Monate gewesen. Ich hatte mir damals zu wenig eingebildet, ich konnte nicht ermessen, was ich durch mein Ausbleiben schaden würde. Aber auch dann konnte ich nichts mehr ausrichten. Die Lehrer hielten

es mit denen, die ihnen den Gehalt auszahlten und sie auf bequemen Polstern ruhen ließen. Man lehnte meinen Einfluß entschieden ab ... Ich konnte im Namen keines Vereins weiter operiren in Budapesth. Ich kehrte der undankbaren Stadt den Rücken und siedelte mit Sack und Pack, wie man sagt, nach Preßburg, um in der Nähe Tyrnaus auch zu sein, wo die Kinderschule wundervoll gedieh unter der Leitung der Gfin. Theresia Apponyi. Wir hatten im Herbst 1830 im Preßburger Landtag ein Lehrerseminar proponirt und die Ausführung begann. Hier zeichnete sich Pista Bezerédi aus. Es war viel Geld zusammen gekommen; man kaufte einen Grund in Post, baute ein zweckmäßiges Haus, wählte einen Director, gründete einen neuen Verein, blos aus Männern — und dieser besteht wie alle 60 Anstalten im Lande, trotz Revolution und bösem Willen.

Dieses mußte ich voraus schicken, um meine längere Abwesenheit aus dem Vaterlande zu motiviren.

Ein geistreiches Fräulein Tschebulz beredete mich, nach München [zu kommen] im Herbst 1833. Den 3ten November brachen wir auf. Damit fing ich meine Reisen an, die 4 Jahre dauern sollten! So unverstanden ich in Ungarn war, so gieng hier alles con fiocchi. Ich hatte den Intellectuellen kaum das Wort Kindererziehung ausgesprochen und daß Frauen berufen sind, das Werk zu fördern, als schon Frauen aus allen Ständen an meiner Seite standen. Ich hatte mich nur auf einen Monat Aufenthalt verwilligt, aber im December widerriethen Aerzte und Freunde die damals beschwerliche Reise. Die Kammern sollten im Jänner eröffnet werden — also bleiben. Sie wurden verschoben — also bleiben. Es hatte sich schon ein Kreis Künstler, Gelehrte, gebildete Frauen um mich bemüht. Nun kamen die Aufforderungen, auch in München einen Verein zu organisiren. Gfin. Giech geb. Stein, des berühmten Preußen Tochter, Gfin. Amalie Montgelas und ihre Schwester Baronin Freiburg traten an die Spitze. Baronin

Reizenstein, Fräulein Bose und viele andere schlossen sich an, Gfin. Hippolyte Rechberg, Gfin. Louise Rechberg etc. Wir hatten den glücklichen Gedanken die Königin um ihre Protection zu bitten. Sie erfolgte. Wir hatten noch zehn Tage zu Osterdienstag. Das Auferstehungsfest der Kinder zu feiern, wäre dieser Tag für die Eröffnung des Asyls erwünscht, äußerte ich. Das unmöglich Scheinende ward möglich. Der Magistrat der Vorstadt in der Au widmete ein eigenes Häuschen mit Garten, das für die Cholera-Kranken erbaut, jedoch noch nicht benutzt war — es wurde hergerichtet. Der Pfarrer verkündigte [es] von der Kanzel den Eltern und bestimmte den Einschreibtag. Der König hatte Befehl geschickt, daß von 3 Behörden die Repräsentanten erscheinen sollten Osterdienstag um sieben Uhr früh in dem schön geschmückten Locale. Wir hatten Bilder, Möbel etc. erbeten, einen Lehrer und eine Aufseherin gefunden und angestellt, die Eltern mit Kindern berufen, u. z. vermöglichere, gutgekleidete. Das Ganze sah allerliebst aus und machte, besonders die Rede des Herrn Pfarrers mit Bezug auf eines der Bilder: Jesus, wie er die kleinen Kinder segnet von Overbeck, den besten Eindruck. Nach einigen Tagen war die Einschreibstunde, und es kamen mehr kleine Kinder, als wir aufnehmen konnten. Die vielen Equipagen vor der Schule, die liebreichen, schön gekleideten Damen, der treffliche spielende Unterricht machte, wie überall, den unglaublichsten Eindruck in dieser armen Vorstadt von 10000 Seelen.

Die Sache war durchgeführt, der Erfolg gesichert. Die Cassa füllte sich — der Verein vollendete seine Organisation, die sehr merkwürdig wurde. Es sollten 75 Frauen zur Aufsicht, gleichsam Polizey der Anstalt, gebeten werden, je zwei und zwei mit ihrer Handarbeit Stundenweise zu präsidiren, ohne den Lehrer in seinen methodischen Bemühungen, die kleinen Geister zu beschäftigen, zu beirren. Es bildete sich ein eigener Verein zur Suppen-Vertheilung, die 100 bis 150 Kinder sehr armer, im Tagewerke arbeitender Eltern bekamen. Es

war rührend zu sehen: die hochgebildeten Fräuleins und Frauen mit Schwamm und Handtuch, die eine waschend, die andere trocknend, den Kleinen liebreich in die Augen schauend, um himmlische Worte der Liebe und Mahnung zugleich in die Seelen zu tröpfeln. Die Bänke wurden so gerichtet, daß umgekehrt ein Tisch sich machte. Die Kinder standen herum und warteten vor den dampfenden Schüsseln, bis ihnen das Zeichen zum Gebet gegeben war — gewöhnten sich so, reinlich und kühl zu essen. O, wer kann berechnen den Saamen des Guten und Nützlichen, der hier gestreut [wurde] und mit Gottes Seegen wieder neuen Saamen hervorzurufen bestimmt schien! O! wie wundervoll gut ist der gebildete religiöse Mensch! Diese Frauen ließen ihr häusliches Geschäft und kamen in brennender Hitze und starrender Kälte, das Werk der Liebe und Barmherzigkeit auszuüben. Wie bildend für die heranwachsenden Töchter, welche die braven Mütter begleiten durften! Auch das königliche Waisenhaus schickte zwei größere Mädchen täglich auf Stunden, um dem Unterricht beizuwohnen und Gehilfinnen des Lehrpersonals zu werden.

Auf Ansprache ging ich nach Augsburg, wo binnen wenigen Tagen dasselbe noch viel durchdachter und consequenter durchgeführt wurde. Der Magistrat bewilligte sogleich drei Locale. Drei Asyle bildeten sich, jedes mit zwei Aufseherinnen und einem Oberlehrer, der stundenweise den ältern Kindern Unterricht ertheilte. Herr Wirth ward ein genialer, erfinderischer Lehrer, wie Wilderspin in England. Man sendete Deputationen — alles wollte theilhaft werden. Der Münchner Männer-Verein für die innere Stadt, schon Jahre vereint, sputete sich, die Frauen hatten ihm Sporen angelegt, er durfte nicht zurückbleiben. Es entstanden zahlreiche und volkreiche Asyle.

Am 17. Juny 1834, nach beinahe acht Monden, schied ich endlich von diesen mir sehr liebgewordenen Freunden und Schulen...

In Gesellschaft meiner lieben Nichten Teleky, Blanca und Emma sollte ich diese Gegenden wiedersehen 1836 auf 1839. Nachdem mir alles gestorben oder in's Ausland entrückt war, schlossen wir Uebriggebliebenen uns inniger an einander.

Ich hatte gehofft mit Victoire ein großartiges Erziehungs-Haus im Vaterland zu gründen. Die Einführung der Kleinkinder-Asyle war nur Vorbereitung hiezu. 1827 besuchte mich von Wien aus, da er zufällig hörte, daß ich für Schulen und Erziehung in Massen arbeite, ein tief denkender und fühlender Engländer Rev. E. Reed und sprach sich gegen den Anfang mit Kinderasylen für eine Dienstbothen-Schule aus. Er sagte ganz richtig: ein Land, das sich cultiviren will, soll damit beginnen. Kein Stand, keine Familie kann braver Dienstleute ganz entbehren. Nach einem Jahre sandte er 10 £ Sterling: ich sollte am 12. April, seinem Geburtstag, damit beginnen. Als er Abschied nahm, dachte ich über den Vorschlag nach, fand aber, daß wenn ein braver Dienstbothe hervorgehen sollte aus der Anstalt, doch wieder mit Kleinkinderschulen der Grund gelegt werden müsse, und öffnete mit Gottes Segen in der Christinen-Vorstadt im Hause meiner Mutter die erste Mutter- und Muster-Anstalt am 1. Juny 1828. Ein Jahr darauf (ich hatte 300 Fl. Mz. — 100 Fl. gab ich und 100 Fl. sandte Graf Zichy, Johann v. Lányi — zusammengelegt) die Dienstbothen-Schule. Leider bestund sie nur ein Jahr aus Mangel an Theilnahme. Jetzt 1854, also 24 Jahre nachher, erbietet sich Gfin. Julie Nádasdy, alles Gemeinnützige kräftig mit Geld zu unterstützen. Gott segne sie dafür — für mich zu spät — und für das Vaterland spät, aber doch! — — —

Das erste Mal ahmte Wien uns Ungarn nach. Durch Verwendung Werthheimers befahl die Niederösterreichische Regierung Kleinkinder-Asyle zu eröffnen, nach Muster jener von Gfin. Brunsvik in Ofen! Durch einen Beitrag für 5 Kinder, 25 Fl. Mz., eröffnete ich den Subscriptionsbogen, und in der ungrischen Vorstadt Wiens, Rennweg, ward die Erste

glänzend eröffnet und hatte bald 300 Kinder unter der Leitung des von mir gebildeten Lehrers Mathäus Kern, der dann die übrigen Lehrer für die Vorstädte, für Linz, Graz, Laibach etc. bildete; aber auch dort bemächtigte sich die Geistlichkeit der zarten Schöpfungen und sie versanken in Mechanismus. Ein grasses Beispiel muß ich hier erzählen. Der Erzieher der Kinder des Erzherzog Carl starb und hatte 20000 Fl. der Kleinkinderschule am Rennweg vermacht, mit der Bedingung, daß dort Kinder-Wärterinnen (Mägde) gebildet würden. Man kaufte das großartige Haus mit dem großen Garten, aber das übrige Capital wurde nach langen Schreibereyen zu andern Zwecken verwendet!! Solche Dinge, die sehr häufig vorkommen sollen, brauchen keinen Commentar! Privat-Eigenthum wird nicht respectirt, so wenig als der heilige Wille des Verstorbenen. Ist es ein Wunder, daß Egoismus und Unglaube immer mehr wuchert?

Mit achtzig Jahren überblicke ich die Zeit und mein Leben und finde die Empfindungen und Ansichten des Königs David nach beinah 4000 Jahren überall bestätigt, wie wenn die Psalmen gestern und für uns geschrieben wären! . . .

[1836] kamen beide Mädchen, Blanca und Emma, um ihre Cousinen Stackelberg zu sehen, die, auch erwachsen, mit dem Vater aus Rußland (Reval) gekommen waren: Marie und Minona. Theophile war mit 16 Jahren am Nervenfieber dahingeschieden! Nachdem sie ihre beiden Schwestern wie eine Mutter gepflegt hatte, erbte sie die Krankheit und war in drei Tagen ein Opfer derselben. Sie war die schönste und die freundlichste, meine kleine Griechin! Als Theophile im Sterben war, rief sie plötzlich mit heiterer Stimme: „ich sehe — ich sehe den Himmel und meine Mutter; meine liebe Mutter, wie schön ist sie!“

Wir stellen uns die Engel und Verstorbenen immer schön vor. Die Idee des Schönen kommt mit uns auf die Welt und geht mit uns zu Grabe. Der alte Sváb — ein Seher

würde die Vorwelt gesagt haben, ein Prophet — sagt: „Die Aesthetik ist unsre 2te Natur.“ In der Erziehung und im Leben muß sie eine ganz vorzügliche Rolle spielen. Die Liebe zum Schönen ist auch Zeichen und Resultat der Cultur.

Die lieben 4 Nichten bewohnten mit dem Vater das Kaiserbad. Minona war krank. Im May nahmen sie Abschied, um wieder nach Rußland zu gehen, vorher über Dresden nach Kissingen, um diese Heilquelle, den Rákóczi und Pandur zu versuchen. Es lockte uns diese Tour zu machen und so die lieben Kinder nochmals zu genießen. Die beiden Telekys erhielten die Erlaubniß ihrer Eltern und wir reisten. Wir hatten zwar nur einen Empfehlungsbrief an Maria Pery geborene Széchényi — sie war auf dem Lande bei Dresden — aber wir machten auf die sonderbarste Art die nützlichsten Bekanntschaften. In gebildeten Ländern, wo Bildung wie ein Magnet wirket, hatten wir bald die geistreichste Gesellschaft um uns. Eine Frau v. Bardeleben aus Berlin, Fräulein v. Morgenstern trafen wir auf der Brühlischen Terrasse in der ersten Stunde unseres Dortseins. Diese beiden liebenswürdigen Damen machten uns mit den vorzüglichsten Familien bekannt: Fräulein Humboldt, wo wir auch Alexander trafen; van der Deken, eine Engländerin mit drei gebildeten Töchtern, Professor Reichenbach mit seiner lieben Gattin, die noch jetzt in verhängnißvollen Zeiten Emma's Freundin geblieben ist, als sie den jungen liebenswürdigen Gerando, ihren Gatten, in Dresden 1850 verlor. O wie genußreich waren diese Tage in der wundervollen Landschaft!

Ein Ausflug nach Tharand hätte uns allen bald das Leben gekostet. Wir waren, vom Bergklettern sehr ermüdet, Abend nach einem frugalen Mahl bald eingeschlafen. Blanca stellte das Licht neben sich, entschlief aber, und der Sessel fing Feuer, das Bett brannte und sie erwachte erst, als ein Kreis von Flammen um ihr Haupt spielte, ein gefährlicher Heiligen-Schein sie verklärte. Gott war gnädig! sie erwachte noch zur rechten Zeit, und vollkommen sich gegenwärtig, riß sie das Bett-

gewand brennend auseinander und ſuchte zu löſchen, indem ſie die Waſſerflaſchen leerte, die noch vom Souper ſtehen geblieben waren. Der Lärm weckte auch mich; wir waren im dickſten Rauch dem Erſticken nahe. Meine erſte Bewegung in dem Schreck war an die Fenſter. Aber nun entſtand eine andere Unannehmlichkeit: der Luftſtrom trieb die Bettfedern herum — eine andere Art Erſtickungs-Proceß. Die Wirthin ſchätzte den Schaden und wir zahlten 36 Silberthaler Erſatz.

Wir blieben in Dresden bis Ende July. Da Stackelbergs nicht gekommen waren, eilten wir ſie im Bad Kiſſingen aufzuſuchen. Auch da waren ſie fort. Wir giengen nach Stuttgart, um ſie zu treffen. Dieſes Glück wurde uns erſt in der Schweiz zu Theil und zwar in dem ſchönen Lauſanne am Genfer See . . .

Ich war im höchſten Grad ermüdet; durch meinen Aufenthalt in München, Paris und London und früher ſchon in der Schweiz, Rom und Neapel durch vier Jahre dem Vaterland entfremdet, das ich im Herzen und Gedanken behielt. Alle meine Strebungen gingen dahin, recht viel für Schulen, Volksſchulen und Erziehungsanſtalten zu lernen. Dies Streben brachte mir die ſchätzbarſten Connexionen. Ich beſuchte und lernte in mehr als 200 Erziehungsanſtalten aller Art und ſammelte Notizen. Es ſchien mir das Wichtigſte Lehrer und Lehrerinnen zu bilden, an denen das Kind ſich bilden läßt, und [ſo] trat [ich] bei meiner Rückkunft mit meinem Plan einer National-Anſtalt für weibliche Bildung hervor. 1840 im Spätherbſt war ich in Peſth und agitirte, fand bei meinen Blutsverwandten ebenſowenig Gehör, Theilnahme und Beiſtand als früher! Fremde nahmen die Sache ernſt auf.

Mit dem Lehrerinnen-Seminar wollte ich beginnen, ſo bald der Fond auf nur dreißig Mädchen zu einer National-Anſtalt, wie alle Länder ſie haben, beiſammen wäre. Vergebene Ausſichten! 1848 fand uns der März noch ohne Localität. Meine gute Blanca, welche ich als meine geiſtige Tochter betrachten

konnte, hatte ein interessantes Programm in Druck gegeben, sehr gute Lehrer angenommen, einen zweiten Stock mit mehreren Zimmern gemiethet und fing an 1846 — Herbst — nur mit einem Mädchen. Adeliche Mutter-Erzieherinnen wollte sie dem Lande geben; die Sprache und der Character war ihr Hauptziel. Den 30. Decb. war ihr Vater gestorben, die Mutter sechs Jahre früher. Beim Einmarsch Windischgrätz' mit der österreichischen Armee als Feinde, schickte sie zum Theil auf Verlangen der Eltern ihre elf Mädchen nach Hause und hob ihr Institut freiwillig auf. Sie hatte in zwei Jahren außer ihren Einkünften 6000 Fl. darauf verwendet. Es war unmöglich fortzusetzen.

Ich hatte wie Christoph Stackelberg die Bibel kennen gelernt, den Geist des Evangeliums, die Gnade des Herrn, und meine Tendenz blieb christlich-biblische Volkserziehung. Kann ich noch etwas beitragen durch Hinweisung auf Ansichten und Grundsätze in meinen Schriften, so macht es mich glücklich. Winke wird man auch darin finden, und darum schrieb ich diese Memoiren um zu nützen. Ungarn hat noch wenig Memoiren. Schwer wird es mir bereits, da mein Gedächtniß schwindet, zu wissen, was ich schon berührt habe, um nicht durch Wiederholungen langweilig zu werden.

Emerich Teleky und seine treue Gattin Charlotte Brunsvik liegen zusammen auf einem von einer kleinen Mauer umgebenen Platz, am Saum des schönen Eichenwaldes in Hosszufalu. Marie Stackelberg, die von Petersburg kam nach dem Tode des Vaters mit ihrer Schwester Minona, gieng von mir nach Hosszufalu, um dort vierzehn Tage nach ihrer Ankunft im December — acht Tage vor ihrer lieben Tante Charlotte — zu sterben! In einer Nacht weckte sie ihre Schwester, ließ sich den Psalm 103 vorlesen, und mit Sonnenaufgang war ihr edler Geist entflohen!

Emma Teleky hatte sich in Paris mit August Gerando — mit ihr im gleichen Alter — vermählt, gebar 1843 das wun-

derliebliche Mädchen Antonine, welche nun [von] der Mutter [mit] dem drei Jahre jüngeren Bruder Attila in Paris erzogen, zur herrlich schönen und interessanten Jungfrau heranblühte, ein Ebenbild des heitern Vaters.

Max Teleky lernte in Nancy eine 15jährige frivole Engländerin kennen: Jacqueline Cook, ohne Vermögen, und Emma, die den jungen Bruder in Siebenbürgen fesseln wollte, nahm sie mit Einwilligung der Instituts-Vorsteherin (der Oncle und Vormund der elternlosen Waise war auf der Reise nach Amerika gestorben) mit sich nach Siebenbürgen, um sie den Eltern vorzustellen und die Heurath des einzigen geliebten Bruders zu protegiren. Sie war kränklich als Kind und hatte auf drei Jahre die Pension im Pariser Institut gezahlt; ein Jahr war sie da. Blanca wurde ihre Lehrerin in Pálfalva und hatte ein Frl. Amalie Grund auch als Gouvernante. Sie war störrisch im Lernen und hatte doch viel Talent. Wie schnell lernte sie ungarisch und deutsch, zum Verwundern!

Jacqueline gefiel den Eltern und sie wurden getraut in Hoffzufalu, noch bevor Jacqueline das 16te Jahr ganz zurückgelegt hatte. Sie hatten zusammen schöne Reisen gemacht und Jery, wie sie der Gemahl gerne nannte, gebar nach 4jähriger Ehe in Marseille einen starken Knaben, den der Vater Desó nannte. Es war Glückseligkeit zu erwarten für Max. Es war nicht so. Die rebellischen Wallachen 1849 überfielen das Schloß Lóna bei Clausenburg. Die Mutter floh in Eile mit dem 2 Jahre alten Knäblein nach der Stadt. Es war verkühlt und starb und hat bis heute, Juni 1855, keine Nachfolger! Die traurigen Verhältnisse haben alles getrübt und zerstört. Blanca [ist] eine Staatsgefangene in Kufstein seit 1851, Emma im Ausland und Jery nicht weise und getrennt von ihrem Gatten! In diesem Augenblick ist sie dort — aber verhaßt ist ihr der Aufenthalt in Lóna seit dem Tode ihres Kindes. Die wallachischen Bauern hatten das Schloß geplündert; aber merkwürdiger Weise bei der kaiserlichen Besitznahme

von Clauſenburg alles wieder zurück gebracht; indem jeder Einzelne verſicherte, es [nur um es] der Herrſchaft aufzuheben, mitgenommen zu haben.

1850 hatte ich im Auguſt die Wahl, entweder den geiſtreichen Fritz [Deym] mit ſeinen 11 Kindern in Nemiſchl zu beſuchen, oder nach Pálfalva in das romantiſche Schlößchen zu Blanca zu gehen. Fritz wollte mit mir Memoiren ſchreiben über unſere, wie er ſich ausdrückte, ſo genialen und originellen Verwandten. Es war ſein Lieblingswunſch, und nun iſt mir leid, dem Rufe nicht gefolgt zu haben. Die ſpäte Jahreszeit, das kalte Clima Böhmens, die antimagyariſche Geſinnung, die Ungelegenheit, eine elegante Großtante da zu repräſentiren [ſchreckten mich]. Frl. Lövey Klara[1]) kam, mich abzuholen nach Szathmár. Die Sprache, die Geſinnungen, alles lockte mich dahin, und ſo geſchah es, und ich kam nie mehr nach Nemiſchl — und Fritz ſtarb plötzlich in Wien, allgemein betrauert. Seine elf Kinder umſtanden ſeinen Sarg; das Jüngſte zwei Jahre, ein Knabe Namens Franz.

Ich hatte mir vorgenommen, täglich Journal zu ſchreiben, wenn auch nur zwei Zeilen; das hat ſehr viel Gutes, aber auch Schlimmes. Zwei der dicken Bücher hatte ich in Pálfalva, als ich den 8. October von der theuern Blanca Abſchied nahm, zurückgelaſſen. Unſere Abſicht war Auszüge daraus zu machen — wir arbeiteten daran und ihre Wahl war ſehr intereſſant. Dieſe Bücher kamen mir vor wie das Kriegsgericht und manche Stellen daraus machten mir Verdruß. Die Bücher ſelbſt, unter dreißig die werthvollſten, da die Beobachtungen im Auslande gemacht waren, werden vielleicht auf immer für uns verloren ſein. . . .

Die Veteranin der Familie, die erſtgeborene Tochter des erſtgeborenen Sohnes ſchreibt dieſe Blätter am Ende ihres

[1]) Geſellſchafterin und Freundin Blanca Telekis, deren Haft ſie auch in Kufſtein teilte.

79sten Lebensalters. Hier in Martonvásár, wo so viel Karten gespielt wird, so viele Gäste, Einquartirungen, etc. [beherbergt werden], der liebe Géza, die liebe Marie ihre Blüthezeit zubringen, erinnere ich mich lebhaft meiner eigenen Jugendjahre mit dem guten Bruder Franz, der von den Schulen kommend, die er redlich absolvirte, aber leider von falschen Freunden aufgesucht, zu höchst gefährlichem Lebenswandel verleitet wurde. Mädchen entwickeln sich eher an Geist und Körper. Ich war, nur ein Jahr und 2 Monate eher geboren, ihm viel überlegen — er war ein Kind gegen mich, obwohl hoch aufgeschossen, schwächlich, kränklich. Ich fühlte, ich sah ihn am Rande des Abgrundes stehen. Die höchste Leidenschaftlichkeit für's Kartenspiel, die Nächte am Spieltisch! Ich ließ nicht ab, in meine Mutter zu dringen ihm einen Wirkungskreis zu geben. Sie nahm ihn endlich zum Mitregenten und übergab ihm einen Theil der Leitung, aber unter ihrer Oberhoheit. Dieser Zustand, wo er halb theilnahm, dauerte vom Juni bis November. Als wir in's Winterquartier gezogen waren, nach Budapesth, kamen wohl Referate; aber im Frühjahr, Mai, fand meine Mutter Alles verändert und ihren Sohn Herr der Situation — und er ist es geblieben. Weder die Mutter noch die Schwestern haben Zeichen seiner Liebe gesehen. Er regierte gut, aber zu streng; er ließ am Sonntag Nachmittag arbeiten, verkürzte den Pfarrer, verfeindete sich mit dem Bischof und dem Pfarrer, so daß sie ihm das Patronat-Recht über die Kirche, die sein Großvater erbaute, entzogen. Er that für die Schule nichts, und jetzt beklagt sich seine Wittwe, daß es schlechtere Menschen nicht gibt, als unsere Bauern. „Was du säest, das wirst du ernten", sagte ich. Meine arme Mutter verlangte 8000 Fl. jährlich und überließ ihm Alles. Wenn ich sie ermahnte und frug: „was macht der Bruder? was wird mit uns geschehen?" „Laß ihn", sagte die gute Mutter, „er wirthschaftet auch für Euch." Wir ließen ihn in der Voraussetzung, daß das weibliche Recht auf Grund und Boden

von Martonváſár uns nicht entgehen kann (8000 Joch Gartenerde!). Daß Vater und Mutter ein Teſtament machten, worinnen wir Schweſtern quaſi ausgeſchloſſen waren, ahnten wir nicht. Als 1810—11 der Staatsbanquerot ausbrach, die Zetteln auf 1200 Fl. für 100 gefallen waren, ließ er ſie darben, die treffliche Mutter! Sie weinte und klagte und wandte ſich endlich an's Comitat, ihr die Herrſchaft zurück zu geben, die er ſchlecht adminiſtrirte. Dieſer Aufſatz iſt aber nie zur Behörde gelangt.

Ich war 4—5 Jahre mit den Deym'ſchen Kindern nicht zu Hauſe während dieſer Zeit. Ich hatte die Mutter durch Briefe aufgemuntert, ſich in Silber die 8000 Fl. geben zu laſſen; denn die Frucht, das Getreide ſtieg bis auf 60 Fl. pr. Metzen und ſo das Uebrige. Mir blieb man von meinem 24. bis in mein 56. Jahr Alles ſchuldig; denn ich erhielt 200 Fl. ſchlechte Bankzettel für meine Kleidung und manchmal ein Geſchenk von meiner Mutter. Als man das Teſtament meiner Mutter ein bis zwei Monate nach ihrem Tode 1830 eröffnete, fand ſich's, daß unter der Bedingung, daß wir Schweſtern uns zufrieden und ruhig verhalten, der Univerſalerbe uns zu 6 Procent das Capital verzinſe: 3 Zwanziger auf 1 Gulden gerechnet; ich bekomme aber trotzdem, obwohl die Zetteln wieder 30 und mehr % verlieren, nur Papier, nicht einmal Haber und Heu wie früher für zwei Pferde. Es hätte von mir abgehangen zu erklären, mit der Verfügung meiner Eltern nicht zufrieden zu ſein. Als wir aber früher ſchon mit Emerich Teleky uns für dieſen Fall beſprachen, ſagte dieſer zu mir: „Laß das und ſei ruhig; meiner Frau Recht iſt auch dein Recht, laß mir das über.“ Als ſie aus Siebenbürgen kamen, um bei Eröffnung des Teſtaments gegenwärtig zu ſein, giengen ſie mit dem Bruder nach Martonváſár. Wie und womit ſich die 2 Schwäger verglichen? genug, als Emerich zurückkam, ſagte er mir, ſeinem gegebenen Wort ganz entgegen: „Ich bin ſchon im Reinen, ſieh du zu.“ — Mein

Bruder sagte: „Du erhältst nur Ein Fünftel vom Viertel der Herrschaft; denn vier Theile wurden durch meinen Vater gekauft und ich bin Universalerbe — du erhältst ein Stück Teich, ein Stück Sumpf, Gänse-Weide, etwas Aecker und Wiesen; — dafür verlierst du die 30000 Fl. und das Haus — (es war im Juni) und schon den 1ten Juli zahle ich dir keine Interessen!"

Ich war au coeur de l'affaire mit meinen Kinderschulen. Im höchsten Grade anerkannt, die Idee sowohl als die Ausführung. Eben die Einleitung zur großartigen Ausstellung von Industrie- und Kunstproducten, die Erste der Art in Ungarn, brachte den Kinderschulen 4000 Fl. brutto. Ich chicanire den Bruder, der in der Herrschaft doch der Mächtige [ist, nicht. Es ist[1])] edler, vernünftiger, ich verzichte; obwohl mir ein Oeconom für die Wirthschaft 20000 Fl. jährlich anbot. Ich hätte es übernehmen müssen, arm wie eine Kirchenmaus, ohne fundus instructus, ohne Gebäude etc. Zu punisch ist der Tausch, sagte ich mir — ich blieb getreu der Idee, daß durch früheste Erziehung (nicht Unterricht blos) von 250000 in Ungarn jährlich geborenen Kindern, dem lieben Vaterlande der ersprießlichste Dienst geleistet [werde] — (nämlich durch Allgemeinmachung der Kleinkinderasyle) und daß die Schulen mit aller Anstrengung vervielfältigt werden müssen. Bei der ungeheuersten Bemühung, das matte Publikum, die noch mattere Aristocratie, die Geldmittel Habenden auf die Höhe der Thätigkeit zu heben, stützte mich Gott wunderbar. Nach dem Tode meiner Mutter hatte ich zwei Equipagen zu meiner Disposition in dem ersten Monat, die immer auf der Straße, in den Gassen roulirten, um alles in's Werk zu setzen; hundert Briefe wurden geschrieben, die Nacht traf mich am Schreibtisch — nur in der höchsten Ermüdung lag mein Kopf auf dem Papier, und so fand mich der Morgen. Jetzt kann ich

[1]) Einige in der Abschrift fehlende Worte wurden ergänzt.

nicht fassen, welche moralische und physische Kraft ich entwickelte ...

Ja, wenn mein Vaterland reif gewesen wäre, dieses von dem Schöpfer uns Gegebene zu würdigen, nach 50 Jahren wären wir das entwickeltste Volk der Erde gewesen. Nicht Kerker und Spitäler: moralische Möglichkeit, daß das Volk nicht verderbe im Schlamm der Unwissenheit und Niederträchtigkeit. Ich verkaufte Silber, Schmuck, Wägen, Pferde, Möbel und Alles, was nicht strict nothwendig war, gab mein Ausstaffirungscapital 10000 fl. W. W. für die Gewerb- und Dienstbothenschulen! Alles, was ich dachte, that und ausführte, war kein Verdienst, es war ein innerer Trieb, dem ich nicht widerstehen konnte und wollte. Unverstanden von meinen nächsten Verwandten und Freunden der Jugend, scheiterte Alles an der Trägheit meiner Zeitgenossen. Ich hatte nicht nur mit Unwissenheit und Trägheit, sondern auch mit Bosheit zu kämpfen.

Wir Schwestern hatten eine Anbetung für unseren einzigen Bruder. Unsere gegenseitige Zärtlichkeit war rührend, bis Freunde sich zwischen Sohn und Mutter, Bruder und Schwestern stellten und den geistreichen aber unerfahrenen und nach und nach sehr egoistischen Jungen in ihr Netz zogen. Er sah in uns vielleicht die Feinde seiner Selbstständigkeit. Martonvásár — einst unter den Magyaren-Königen eine bedeutende Stadt zwischen Weißenburg, Albe royale, die Krönungs- und Beerdigungsstadt, und Buda, die Residenz — war, als es unsere Familie ankaufte, von der türkischen Besitzergreifung her eine Wüste. Die ausgetretenen Wasser versumpften sich. So übernahm es noch mein Vater. Der Großvater hatte die schöne Kirche, Remisen und ein paar Zimmer an beiden Enden gebaut, 50 Bauernfamilien ansässig gemacht. Mein Vater hatte ein fünf Stock hohes, solides Granarium, gewölbte, auf steinernen Säulen ruhende Pferdeställungen, ein Gärtner-, ein Hofrichter- und ein Pfarrhaus gebaut, — aber meine geniale

Mutter dachte daran und führte es ohne Ingenieur durch: die großen Wasserwüsten in Wiesen umzuwandeln. Mitten durch einen bedeutenden Hügel zog sie eine Linie und ließ so tief und breit graben, daß das jenseitige Wasser Abfluß erhielt. Dieser Theil war großentheils mit haushohen Rohrwäldern bedeckt. Von Jahr zu Jahr trocknete der große, lang gedehnte Sumpf; das Rohr wurde gemäht in einem trockenen Sommer, es machte eine tüchtige Revenue; die Stoppeln, angezündet, brannten mehrere Wochen — auf die Kinder machte es einen tiefen Eindruck. Ein dritter Damm wurde gezogen, das Wasser aufgehalten und bildet nun einen schönen Teich, wo meine Mutter eine Mühle baute und das Wasser doppelt benützte. Für Alles, was sie that durch mehr als 20 Jahre, wurde ihr schlecht gelohnt — es ist nicht einmal mehr die Rede von ihr.

In den zwanziger Jahren, als mein Bruder über 40 Jahre alt war, captivirte den Weiberfeind ein Fräulein Sidonie Justh, deren Mutter eine Revay, durch ihr geniales Musiktalent. Es wurde den ganzen Nachmittag und Abend Musik gemacht. Genug — sie wurden einig, und das Fräulein Justh wurde meine 2te Gebieterin. Erst von Schemnitz, wo der zweite Revay Kammergraf war, schrieb Franz an die Mutter und nannte Sidonie seine Braut. Ebenso war die Vermählung in Pesth nur durch Andere uns bekannt geworden....

Obgleich Sidonie mir später herzlich sagte: „Du wirst mich unterrichten, liebe Therese; ich bin noch ganz unwissend", so kam doch nie eine Herzlichkeit zwischen uns [zu Stande]. Aus war es mit der Liebe des Bruders, welche schon durch die Verhältnisse Josephinens, durch die verlorenen Summen beim Kaufe von Lessonicz und Wittschap, wo der Bruder auch Manches einbüßte, tief erschüttert war. Dazu kam Carls Verhältniß in Martonvásár. Meine Mutter wollte ihn zur Landwirthschaft erzogen wissen, wozu ihn schon seine liebe Mutter durch die Sendung nach Altenburg bestimmt hatte;

der Bruder sollte den Neffen einführen, mitnehmen auf die Felder, zu den Berathungen. Das war traurig zu sehen, wie der junge Mensch überall zurückgestoßen, kaum eines Blickes gewürdigt wurde. So unmittheilend war der Bruder, der einst so gut, so großgesinnt war! Diese Heurathen waren unser Unglück und trieben uns auseinander, gemüthlich sowohl als persönlich.

Nach dem Tode meines einzigen Bruders 1850 den 24. October geht es noch weniger herzlich. Sidonie hatte sich nach Wien gezogen, wo der Bruder starb, die beiden Kinder wienerisch und weltlich ausgebildet, wienerische Freunde und Freundinnen erworben, német világ[1]) und Salonleben in den Räumen von Martonvásár. Wenn die Schwägerin am Clavier sitzt und herrliche Stücke Beethovens und Mendelssohns spielt, ist sie ein anderes Wesen: Poesie und Genie beleben ihre Finger und sprühen aus ihren Augen — man glaubt einen verklärten Engel zu hören. Tochter Marie, jetzt 25 Jahr alt, hat Verstand und Geist; aber durch anhaltende Kränklichkeit, durch Umgang und Nachsicht ist sie sehr herrisch geworden. Bruder Géza hat weder ihren Verstand noch Geist, (20 Jahr alt,) ein wenig Dandy, ein bonvivant und bondormant. Beide spielen Karten, lieben derlei Gesellschaften, reiten und fahren und amüsiren sich mit Passion. Ob es noch mit Géza anders werden, oder ob er nur verzehren wird, was der Vater erworben? Wie man so Vieles nicht weiß, was über kürzer oder länger der sämmtlichen Gesellschaft bevorsteht im uralten Europa. Es wankt altersschwach, kann sich nicht mehr halten. Nicht mehr lange. So abgestumpft sind die Familien! Es ist überall Verfall und Ruine. Auch ich bin nun eine Ruine unter Ruinen mit meinem Wollen und Thun — taube Ohren und taube Herzen gaben mir das Geleite durch's Leben. Wo soll ich Worte hernehmen, um das traurige Ende der Dinge

[1]) Deutsche Welt.

in Ungarn zu beschreiben!!! Wohin man sieht, kränkelnde Aengstlichkeit, nichts, was Gemüth und Herz befriedigt! O Vaterland! Ein Stephan Széchényi als Narr eingesperrt! Ein Déak Kind geworden! Eine Blanca Teleky Staatsgefangene auf 10 Jahre in Kufstein!! So viele tausend Andere zerstört, geistig und leiblich vernichtet! Emma [de Gerando], Wittwe des geistreichsten jungen Mannes, der für Ungarn glühte! Die hoffnungsvollen Kinder Attila und Antonia gedeihen und werden brav. Was werden sie erleben? was werden sie thun? Géza und Marie sind Egoisten, sind geimpft slavisch-österreichisch! Werde ich noch einen Tag der Freude erleben? — Hurrah, es lebe die Litteratur! Die Wissenschaften werden die Menschheit erlösen!? Im Gewitter sprach der Geist: Fürchte dich nicht; ich bin bei dir!

Nachtigallen schlagen im Blumen-Salon, — es ist der 8. Juny 1855. Als meinen einzigen Bruder Franz eine unüberwindlich scheinende Liebe zu dem elenden Kartenspiel eigensinnig festhielt, machte ich das Gelübde keine Karte mehr anzurühren. Als ich aus der Schweiz, aus England zurückkam, dachte ich, schön gebundene kleine Bibeln auf den Tischen zu sehen — hélas! es waren kleine Karten, bestimmt Abgötterey zu treiben, genannt: Patiences! Unsinn! Thorheit!! —

Diese 5 Jahre seit 1850 waren eine bittere Zeit überhaupt, und [die] ist es noch! Das Vaterland ist gedrückt, wenn nicht erdrückt bereits. Die Theuerung, die Steuern unerschwinglich, die Ausgaben des Staates übersteigen die Einnahmen um viele Millionen — das Land wird größtentheils steuerunfähig werden — was dann!? Der Militäretat ist übertrieben, die Festungsbauten, der drohende Krieg seit einem Jahr — Kriegsfuß durch 11 Monate! Die Sorge, wie wird's werden? verläßt uns nicht!

* * *

Die Memoiren enden — wenigſtens in der mir vorliegenden Abſchrift — ohne formellen Abſchluß. Der Hand der Achtzigjährigen wollte ſich die Feder, ſo ſcheint es, nicht mehr fügen. Sechs Jahre darnach ſtand ſie für immer ſtill.

Möchte es mir gelingen, weitere Aufzeichnungen der edlen Frau noch ans Licht zu bringen!

Beethoven

nach Schnorr von Carolsfeld.

Verzeichnis der Abbildungen und Beilagen.

Seite

1) Gräfin Thereſe Brunsvik,
nach einem Ölgemälde von J. P. Ritter von Lampi, das ſie Beethoven mit der darunter wiedergegebenen Widmung ſchenkte. Das Original befindet ſich jetzt im Beethovenhauſe zu Bonn. (Radierung von William Unger) . . . . . Titel

2) Brief Beethovens,
an Graf Franz Brunsvik, Fakſimile nach dem Autograph im Beſitz der Frau Marcheſa Capponi in Florenz 24

3) Beethoven vor dem Fenſter der Gräfin Giulia Guicciardi,
von ihr ſelbſt gezeichnet. Original im Beſitz ihrer Enkelin, Frau Gräfin Bertha Kuenburg geb. Gräfin Stolberg-Stolberg in Salzburg 28

4) Beethoven.
Erſtmalige Wiedergabe nach dem Original-Ölbild im Beſitz der Frau Marcheſa Capponi in Florenz; früher dem Grafen Franz Brunsvik gehörig: von unbekannter Hand, vermutlich 1803 oder 1804 gemalt 32

5) Victoria Gräfin Deym,
nach einer Lithographie im Beſitz der Familie 112

6) Beethoven,
von Schnorr von Carolsfeld 1808 oder 1809 in Wien gezeichnet. Auf eine Mappe mit Beethovens Briefen an Franz Brunsvik von Gräfin Sidonie Brunsvik nachgezeichnet. Jetzt im Beſitz der Frau Marcheſa Capponi in Florenz 136

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

In unserem Verlage erschienen ferner von

La Mara

Musikalische Studienköpfe

Band 4. **Klassiker.** 4. umgearbeitete Auflage. Geheftet M. 4.—, in Geschenkband M. 5.—.

Band 5. **Die Frauen im Tonleben der Gegenwart.** Mit Bildnissen der Künstlerinnen. 3. neubearbeitete Auflage. Geheftet M. 5.—, in Geschenkband M. 6.—.

Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. 2 Bände.

I. Band: Bis zu Beethoven. Geh. M. 3.—.

II. Band: Von Beethoven bis zur Gegenwart. Geheftet M. 3.—.

Beide Bände in einem Band gebunden. M. 8.—.

° ° °

Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt. Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50.